



Papierfresserchens MTM-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lektorat: Hedda Esselborn
Satz: Sandy Penner
Titelillustration:

Dolch: Dmitry Fisher / Fotolia.com
Vignette: mtmmarek / Fotolia.com

1. Auflage 2013
ISBN: 978-3-86196-187-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich ge-
schützt.

Copyright (©) 2013 by Papierfresserchens MTM-Verlag GbR
Sonnenbichlstraße 39, D- 88149 Nonnenhorn

www.papierfresserchen.de
info@papierfresserchen.de

Franziska Leuschenberg

Die Suche nach der Blauen Quelle

Der Dolch der Hyazinthen



Corner

Der Kapitän des alten Postschiffes rückte sich seine golden eingefasste, strahlend blaue Kapitänsmütze zurecht, strich die dazu passende Landgangsuniform glatt und verließ die Brücke. Vor dem Auslaufen aus Kapriolien wollte er sich für den zauberhaft bunten Farbanstrich seines Schiffes bedanken. Damit kam er in jedem weiteren Land gut an, denn ihre Landesfarben waren bestimmt darunter.

Die Farben waren der große Exportschlager der Einwohner dieses Ländchens. Farben gegen Rost und Nässe, Leuchtfarben, Anstriche, die die Farbe änderten, Farben zur Speicherung von Wärme und Erzeugung von Strom. Die boten sie gegen Bücher, neueste Forschungsergebnisse, Unterhaltungselektronik und trendige Moden zum Tausch an, damit sie unabhängig von Internet und Radio wussten, was in der Welt so läuft.

Ohne Postschiff wäre das allerdings nicht möglich gewesen. Das legte wie immer jedes dritte Jahr hier an. So hatte es der Vater des Kapitäns schon getan, davor dessen Vater und davor sein Großvater. Andere Kapitäne kamen hier nicht vorbei. Weder kannten sie den Weg noch die Hafeneinfahrt, denn das Land wurde von hohen Vulkanbergen umschlossen.

Die Kapriolen störte das nicht. So wie einst ein Gallierdörfchen im Römischen Reich lebten sie, kaum beachtet von der großen modernen Welt, nach ihren eigenen Regeln. Ihm, dem Kapitän, machte das nichts aus. Solange er allein wusste, wo sie zu finden waren, liefen seine Geschäfte mit ihnen gut, und auch den Kapriolen war es so recht.

Mehr Kontakt mit der übrigen Welt, die nach Aussagen des Kapitäns schon das Jahr 2033 schrieb, brauchten sie nicht. Erstens hatten sie einen ganz anderen Kalender, nämlich keinen, sie zählten nur ihre Lebensjahre, und zweitens hatten sie sich daran gewöhnt, alles, was sie unbedingt brauchten, selbst zu erfinden.

Zufrieden stand der Kapitän am Kai, um die guten Wünsche der Bewohner von Pizza City entgegenzunehmen. *Pizza City* nannten sie ihre Stadt, weil man sie so bunt gebaut und angemalt hatte, wie eine Pizza belegt war. Ein Haus stand so, eins so, eins hatte ein grünes spitzes Dach, das andere ein rotes rundes. Die Straßen für ihre Elektromobile und Fahrräder wurden auf Wunsch jedes Einzelnen angelegt, auch schon mal über die Häuser. Bunte Rohrschlangen führten mal unter-, mal überirdisch Wärme in die Häuser, und an allen nur möglichen Stellen sorgten Wind- oder Wasserräder für die Stromerzeugung.

„*Chaos City* müsste dieser Flecken Erde heißen“, lachte der alte Kapitän nachsichtig, der die moderne Welt gewohnt war. „Wie sie das nur hinkriegen? Na, ist eben ein anderer Menschenschlag. Können froh sein, dass sie noch nicht entdeckt wurden. Man würde glatt einen Freizeitpark aus ihrer Stadt machen und die Bewohner darin ausstellen. Das gäbe ein Gelächter unter den Besuchern.“ Etwas nachdenklich verließ er seine freundlichen Gastgeber Richtung Mammonhetten, eine der größten und reichsten Städte der modernen Welt.

Als sein Schiff mit lautem, tiefem Sirenton und unter vielfachem Winken den Hafen verließ, war alles wieder wie sonst. Jedenfalls war niemandem etwas aufgefallen. Wie sollte es auch. Die Einwohner von *Pizza City* waren so damit beschäftigt, ihre bestellte Fracht zu kontrollieren und nach Hause zu bringen, da konnte sonst was passieren.

Schließlich wurden Träume wahr, auf deren Erfüllung sie drei Jahre warten mussten. So war es immer. Aber eben auch nicht so ganz.

Ein Stück Ladung war am Ende übrig. Keiner hatte es bestellt, deshalb interessierte sich auch niemand dafür. Genau genommen war es ja kein Paket, kein Stück, bestenfalls ein Stückchen, ein kleiner Rest von dem großen Schiff. Bei näherer Betrachtung hätte man einen bunt angezogenen, wahrscheinlich drei Jahre kaum gewaschenen Schiffsjungen erkennen können. Einsam saß er an der Kaikante und sah träumend das davonziehende Schiff mit dem Horizont verschmelzen. Durch ein Fernrohr behielt er noch Kontakt zum Blauen Peter, der Flagge, die ein Schiff zum Auslaufen klar meldet. Ihm schien es, als hätte sie der Kapitän für ihn heute besonders hoch am Hauptmast gehisst.

„Ist ja Humbug, Alter. Beim Klabautermann, sie haben dich hier ausgesetzt. Was willst du hier, Corner? Gut, man hat festen Boden unter den Füßen und warm ist es auch. Das ist aber auch schon alles.“

Seine blonden Locken quollen unter einer schwarzen Schiffermütze hervor, einem Elbsegler ähnlich. Gehalten wurde er von den Ohren, denn er war ihm trotz der Haarpracht zu groß. Die Füße schützten ein paar todschicke Sportschuhe, die wohl beim Entladen verloren gegangen waren. Das blau-weiße, ausgewaschene Hemd war sicher vom Segelmacher auf Knabengröße gestutzt worden, wie auch die mit grobem Garn genähte Segeltuchhose für die Schneiderkunst dieses Handwerkers sprach. Ein nicht allzu großer Seesack war sein ganzes Gepäck. In ihm befanden sich als Geschenke der Mannschaft das Fernrohr, das er im Moment vor dem rechten Auge hatte, eine stabile Hängematte, ein wenig Schiffszwieback für die ersten Tage, ein Kompass, eine Uhr und eine Lupe, unter der die kleinsten Tiere wie Ungeheuer aussahen.

„Tja, dann machts mal gut, Kompanjeros.“ So nannte er die internationale Besatzung des alten Seglers. „Vielen Dank für alles.“ Er wischte sich trotzig eine Träne aus dem Gesicht und sah sich um. „Werde erst einmal einen Platz für meine Hängematte suchen.“

Als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, warf er sich seinen Seesack über die Schulter und nahm Kurs landeinwärts. Aber er blieb nicht lange allein. Ein streunender Hund – zahmer Wolf oder doch mehr ein Riesenschrubber auf Pfoten, wie Corner schon wieder lachend feststellte – folgte ihm vorsichtig. „Komm her! Hab keine Angst, ich beiße nicht. Da, nimm den Schiffszwieback. Deine Zähne werden ihn locker klein kriegen.“

Gemächlich bewegte sich daraufhin der große Hund auf ihn zu und verspeiste genüsslich den Keks seines neuen Herrn.

„Auch ausgesetzt, was? Na wenigstens kennst du dich hier aus. Kannst die erste Nachtwache halten.“

Das blieb ein frommer Wunsch, denn kaum hatte es sich Corner in seiner Schlafstatt bequem gemacht, übertönten die Schnarchlaute seines neuen Freundes alle Geräusche ringsum.

„Wer weiß, was du durchgemacht hast“, sprach er ihn mitleidvoll an, was der zwischen den Schnarchern mit leisem Schmatzen kommentierte. „Schlaf dich nur aus, pass ich eben auf.“

Das fiel ihm auch gar nicht so schwer, denn in Gedanken war er noch auf dem Schiff. Die leichte Brise, die vom Meer über seine zwischen zwei Kiefern aufgehängte Netzkoje den Geruch von Tang und Fisch herantrug, schien die Erinnerungen noch anzukurbeln. „Mich einfach zurücklassen. Warte, Käpt’n, man sieht sich immer zweimal im Leben.“

Als blinder Passagier wurde er vor gut drei Jahren durch einen Schiffbrüchigen an Bord geschmuggelt. So hatte man es ihm jedenfalls erzählt. Er selbst wusste davon nichts, hatte wochenlang im *Komma* gelegen. „Oder wie das heißt“, ging es ihm durch den Kopf. Der Schiffbrüchige war bald darauf verstorben. Hatte wohl seine letzte Kraft nur für die Rettung des Jungen eingesetzt, meinte die Besatzung. Nun war er einmal da und gesund war er auch wieder.

Was lag näher, als ihn zum Schiffsjungen auszubilden. Das hieß: dem Smutje helfen, Äpfel zu schälen, Fisch zu putzen und Töpfe und Pfannen zu reinigen.

„War ja nicht verkehrt, wenn der nur nicht so leicht an den Rum rangekommen wäre. Meistens habe ich ihn mit Wasser gestreckt, sonst wäre der schon zum Mittag voll gewesen. Na ja, hab's überlebt.“ Er lachte vor sich hin. „Deck schrubben war auch nicht gerade mein Ding. Aber dem *Alten* Kaffee ohne Fußbad zu servieren, das war schon eine Kunst.“

So gut gelaunt vor dem Einschlafen fiel ihm noch manches ein. Wie er zum Beispiel lernte, auf einem Seil zu balancieren. „Da war ich echt ein Meister, mein lieber Mann!“

Oder wie er mit Löffeln auf Töpfe schlug, um zum Vergnügen der bunt gemischten Besatzung ihren fürchterlichen Gesang wenigstens einigermaßen zusammenzuhalten. „War schon nicht schlecht. Hätte ruhig so bleiben können. Wäre gern Matrose geworden. Aber nein, ein blinder Passagier hat an Bord nichts zu suchen, und aus.“

„Er muss sich an das Seerecht halten“, hatte der Kapitän gesagt.

„Werde mich schon zurechtfinden“, murmelte der Junge sich in den Schlaf, nahm die Bauchlage ein und ließ einen Arm hängen, um im rauen Fell seines neuen Kameraden Wärme zu suchen.

„Na, bist du noch da?“, waren seine ersten Worte am Morgen, die mit leichtem Ohrenzucken beantwortet wurden. „Wollen uns mal umsehen. Kommst du mit?“

Das war schon etwas anderes. „Mit!“, das kannte der Hund wohl als Befehl, und schon stand er auf den Pfoten, unruhig hin- und herspringend.

„Nun mal langsam, Blauer, ist ja noch Flaute, lass erst einmal den Morgenwind auffrischen.“

Der Wochenmarkt wurde gerade aufgebaut, und Corner, der sich ungefragt nützlich machte, indem er für einen Bäcker Körbe mit Brot, Brötchen und Kleingebäck aus einem Elektrokarren heranschleppte und so nach und nach die Auslagen füllte, hatte für sich und seinen Hund das erste Frühstück verdient. „Na, siehst du?“, sprach er kauend auf den mit einem Brötchen beschäftigten Schrubberhund ein. „Gar nicht so schlimm, für sich alleine zu sorgen. Komisches Volk, was? Ach so, du kennst sie ja. Tragen alle Mützen, aber was für welche.“

Er entdeckte die verschiedensten Blumenformen und Farben auf den Köpfen von Frauen und Mädchen. Mützen und Hüte, die wohl etwas mit dem Beruf der Träger zu tun hatten und aussahen wie Brote, Torten, Socken, Würste oder alle möglichen Werkzeuge.

„Da bin ich ja noch gut dran mit meinem Elbsegler, was Blauer?“ Er blieb jetzt bei dem Namen, den er ihm eigentlich nur aus Spaß wegen seiner blauen Augen gegeben hatte. Andere Farben waren an ihm nicht auszumachen, außerdem schien er sich sofort an diesen Namen gewöhnt zu haben.

Gemeinsam streunten sie ziellos durch die chaotisch bebaute, kunterbunte Stadt, worüber Corner sich aber nicht wunderte, denn er kannte keine anderen Städte.

An einem Rasenstück, auf dem zehn etwa gleichaltrige Jungen mit einem Ball spielten, hielten sie an. Zwar spiel-

ten die nur mit den Füßen, was er erstaunlich unpraktisch fand, aber anscheinend wussten die nicht, dass man auch gut Ball mit den Händen spielen konnte. Jedenfalls kannte er das so vom Schiff. Dort wurde nämlich auch Ball gespielt. Natürlich nicht mit einem aufgeblasenen Gummiball, der würde viel zu weit fliegen. Es war ein einigermaßen rundes, ballähnliches, mit alten Rumkorken gefülltes Segeltuch.

Dennoch musste immer jemand an der Spielecke zur Reling aufpassen, dass er nicht außenbords ging. Diese Position war selbstverständlich nicht besonders beliebt, also die richtige Beschäftigung für einen Schiffsjungen. Der stand unter dem besonderen Schutz der Besatzung und wurde für Pannen nicht bestraft. Wenn der Korkball trotz seiner Bemühungen, das zu verhindern, über Bord ging, musste er den Schützen nennen.

Was dann geschah, war klar: Der Genannte sprang an einem Seil befestigt hinterher und holte den Ball wieder ein. Respektvoll wurden die getroffenen Entscheidungen des Schiffsjungen akzeptiert. Verderben wollte es sich niemand mit ihm. Alle nannten ihn achtungsvoll *die Ecke*.

„War schon ein seltsamer Name, aber was will man machen, wenn man seinen nicht kennt“, lächelte Corner vor sich hin. Mit der Zeit gewöhnte er sich aber daran. Später, als ein Netz seine Funktion übernahm und kein Ball mehr ins Wasser fiel, warf er ihn aus dem Netz wieder auf das Spielerdeck. *Cornern* wurde das genannt, und damit stand sein Name endgültig fest: *Corner, die Ecke*.

Das passte auch deshalb ganz gut, weil er sich beim Biss auf eine Auster an einer Muschelperle einen Schneidezahn ausgebrochen hatte. Mit viel Geschick wurde das verloren gegangene Stück durch Perlmutter ersetzt. Wenn da die Sonne draufstrahlte, das gab einen Glanz. Der Bootsmann, der in Ermangelung eines Zahnarztes dieses Schmuckstück eingesetzt hatte, war sicherlich heute noch stolz darauf. Cor-

ner erinnerte sich weniger gern an diesen *Zahnarztbesuch*. „Mann, Mann, das waren Schmerzen, aber der Rum war gut.“ Da es auf diesem Schiff keinen elektrischen Bohrer gab, war es üblich, dass der Patient durch das Treten einer Fahrradübersetzung die Geschwindigkeit des Bohrers bestimmte. Mit einer entsprechenden Dosis Rum zur *örtlichen Betäubung* und circa 50 km/h – *im Liegen!* – vergaß er zwar bald seine Schmerzen, die Erinnerung daran ließ ihn aber nicht los. Immerhin, seine Ballspielbegeisterung war geblieben, wie auch sein Name.

Nachdem er lange genug dem Spiel zugesehen hatte, brachte er seinem Hund bei, dass dieser Ball nicht für sein Jagdspiel vorgesehen war. Dann holte er manchen verirrten Schuss zurück und bekam auf diese Weise Kontakt zu den Jungen. Das heißt, ein ganz spezieller sprach ihn an, einer, der sich wohl langweilte. Seine Mitspieler waren allesamt damit beschäftigt, das gegnerische Tor zu belagern, da winkte der ihn heran: „Ich bin Poldi. Bist neu in dieser Gegend, was?“

„Ja, ziemlich neu. Warum spielt ihr nur mit den Füßen?“

„Du stellst Fragen. Ist das dein Hund oder was ist das?“

„Hm, meiner. Hund oder Wolf, so genau weiß man das nicht.“

„Oder doch mehr ein Schrubber auf Beinen, was?“, lachte Poldi. „Ich habe einen Hamster“, setzte er dann noch hinzu.

„Aha, und was kann der?“

„Das erkläre ich dir später, stell dich erst mal ins Tor, und keinen reinlassen!“

„Habt ihr kein Netz?“, fragte Corner noch, doch Poldi war schon fort.

Die Torlinie wurde, wie beim Freizeitfußball üblich, nur durch zwei Kleidungsstücke statt Pfosten angedeutet. Viel

bekam Corner nicht zu tun, und was ankam, *fing er mit der Mütze* oder sie waren *unhaltbar*.

„Bist wohl Torwart?“, fragten einige anschließend voller Bewunderung. Klar, dass seine Mannschaft gewann und er für die nächsten Spiele in den Schulferien als Torwart ausgebucht war.

„Aber, mal ehrlich“, nahm Corner nach dem Spiel den Gesprächsfaden mit dem Jungen wieder auf, der sich als *Poldi* vorgestellt hatte, „Ist ein Netz nicht praktischer? Man lässt ja doch mal einen rein und dann muss man ins Wasser, also, ich meine, dann muss man laufen. Das ist aber nicht gerade mein Ding.“

„Hast du denn eins?“

„Klar habe ich eins. Was denkst du, worin ich schlafe. Für euch mache ich aber ein neues, brauche nur festen Strick.“

„Bist wohl ein Wunderkind? Schläfst im Netz, hältst Bälle wie ein Profi, dein Hund hört aufs Wort, deine Mütze ist das Schärfste, was es in Pizza City zu sehen gibt, und deine Turnschuhe fetzen erst, Mann. Eigentlich hatte ich mir auch solche bestellt, aber sie sind nicht mitgekommen. Wie heißt du eigentlich?“

„Corner. Was ist nun, wollt ihr ein Netz oder nicht?“

„Seltener Name, wo kommst du denn her?“

„Vom Schiff. Der Kapitän hat mich zurückgelassen, damit was Ordentliches aus mir wird. So viel zum Wunderkind“, flunkerte Corner drauflos. „Ist ja auch nicht ganz falsch“, dachte er bei sich, „schließlich war die Besatzung meine Familie.“

„Matrose ist doch ein toller Beruf. Wurdest wohl immer seekrank? Na, ist ja auch egal, jetzt hast du festen Boden unter den Füßen, und werden kannst du in Pizza City alles, was du nur willst. Ich wohne übrigens bei meinem Onkel, meine Eltern kenne ich nicht, aber einen Vater habe ich noch irgendwo.“

„Irgendwo ist gut. Irgendwo habe ich auch einen.“

„Ich finde ihn schon wieder. Morgen bringe ich dir einen Strick mit, dann hast du in den Ferien was zu tun. Bis dann also!“

„Ja, machs gut.“

„Lief doch super, der erste Tag, was Blauer? Morgen muss ich noch fragen, was *Ferien* zu bedeuten hat. Reden dauernd drüber, die Jungen. Außerdem wollen wir wissen, warum sie so komische Mützen tragen.“ Er fühlte sich schon gar nicht mehr so einsam, denn er wurde gebraucht. Als Torwart, Hundebesitzer und Netzflicker.

Am nächsten Tag erfuhr Corner zwar alles, was er wissen wollte, nur anfangen konnte er damit nichts. Ferien, das war schulfreie Zeit, nur: Was war Schulzeit? Zu dumm wollte er sich auch nicht stellen, wer will das schon, vor allem, wenn man neu ist. Dass alle Kapriolen mit zwölf Jahren ihre individuelle Kopfbedeckung erfinden mussten, hatte er wohl verstanden, wozu das aber gut sein sollte, nicht so richtig.

„Da triffst du nun zum ersten Mal auf Menschen, die auf dem Land leben, und verstehst sie nicht. Ist eben Mist, wenn man sich an nichts erinnern kann. Dieses *Komma* aber auch, oder wie das heißt. Da hätte ich noch Glück, meinte der Bootsmann. Er kannte Leute, die hatten sogar ihre Sprache vergessen. Schreiben und lesen konnten die natürlich auch nicht mehr. Aus dem Meer komme ich jedenfalls nicht. Da müsste ich ja Kiemen haben.“ Er betrachtete schalkhaft seinen Hals und den offenen Mund. Aber außer frischem Bartflaum ließ sich nichts ausmachen.

„Außerdem bekommen Fische keinen Bart auf der Oberlippe. Wenn das Postschiff wieder vorbeikommt, werde ich mir mal das Bordbuch vornehmen. Muss doch drinstehen, wer mich abgegeben hat.“

Das Netz war schnell geknotet, darin hatte Corner Erfahrung. Wenn ihm die komplizierten Seemannsknoten auch anfangs unter den strengen Blicken des Bootsmanns sofort wieder auseinandergefallen waren oder sich am Ende nicht mehr lösen ließen, hatte er sich doch nicht entmutigen lassen und so lange geübt, bis er sie im Schlaf beherrschte.

„Solche Knoten habe ich noch nie gesehen. Hast du die erfunden?“, bewunderte Poldi bei der Übergabe des Tornetzes die verschiedenen Verschlingungen. „Ich frage nur, weil du sie dann sofort zum Patent anmelden musst. Bei uns wird jede Erfindung zum Patent angemeldet. Sonst gibt es nicht viele Vorschriften, aber mit den Patenten sind wir genau. Das beginnt mit den Mützen. Wie ich dir schon gesagt habe. Jeder erfindet seine eigene, die niemand nachmachen darf. Sie hat deinen Charakter, verstehst du? Sieht man ja auch bei dir. Alle weiteren Erfindungen sollen natürlich genutzt werden, sonst verdient man ja nichts daran. Deine Knoten machen bestimmt was her, das lohnt sich für dich.“

„Klar sind die von mir. Hatte ja genug Zeit auf dem Schiff, mir welche einfallen zu lassen“, schwindelte Corner drauflos, „meine Mütze auch. Habe sie auf Zuwachs geschneidert. Schließlich wachse ich noch.“

„Ich wachse auch noch. Soll nach meinem Vater kommen, und der war ganz schön groß, sagen die Leute, die ihn kannten. Zurzeit bin ich dreizehn, werde aber bald vierzehn, und du?“

Das hatte Corner noch nie jemand gefragt, woher sollte er das wissen. Älter als dieser naseweise Poldi wollte er aber schon sein, deshalb legte er sich auf vierzehn Jahre fest.

„Werde aber bald fünfzehn.“

„Kommst du nach den Ferien mit in unsere Schule oder suchst du dir eine andere?“

„Nee, nee, ich komme mit zu euch“, redete er sich um seine Unwissenheit herum. „Was macht ihr denn da so?“

„Corner und seine Fragen. Was wir da machen! Lernen und lesen natürlich. Rumquatschen und erfinden. Jedes Jahr etwas Neues. Das ist Pflicht.“

„Lesen auch?“ Das war für Corner interessant, denn auf dem Schiff hatte er die ganze Bibliothek des Schiffszimmermanns durchgelesen, sogar mehrfach. Das waren zwar überwiegend Bücher über Holz, Schiffsbau und ferne Länder, aber zusätzlich besorgte der ihm noch Abenteuerliteratur und Bücher über das Leben der verschiedenen Völker vom Kapitän.

„Hast wohl viel Zeit?“, ging Poldi auf seine Frage ein. „Tja, die Schule ist zu. Bleibt die Bibliothek. Die freuen sich auf neue Leser. Man muss sie aber auch bei der nächsten Erfindung schön loben.“

Es war, wie es Poldi vorausgesagt hatte. Sein Seemannsknotenpatent wurde angenommen und ihm dafür ein schöner Vorschuss auf den zu erwartenden Gewinn gezahlt. Nun musste er nicht mehr jeden Tag auf dem Markt helfen, um für sich und seinen Blauen ein Auskommen zu haben. Zeit genug also, eine Bibliothek zu suchen.

Am Ende entschied er sich für die, die ihn am meisten verwöhnte, in der er den bequemsten Lesesaal vorfand, das beste Licht und die billigsten Getränke. Außerdem legte er Wert auf seine Ruhe.

So stöberte er tagelang ungestört in fast allen Bücherregalen herum und suchte die für ihn interessantesten Themen heraus. Er hätte sich gern alle angesehen, doch stieß er immer wieder einmal auf Regale, die mit Glastüren verschlossen waren, auch einige Räume konnte er nicht betreten. „Die werden wohl wichtige Geheiminformationen enthalten“, dachte er sich. „Bestimmt nur für Erwachsene.“

In seinem Kopf kreisten die wildesten Gedanken über verborgene Schätze, ferne Welten oder Zauberkunststücke.

Wie aber an sie herankommen? Geleitet und bewacht wurde diese Büchersammlung von einem uralten, aber sehr aufmerksamen Bibliothekar. Sein weißer Bart fiel ihm über den Bauch bis hinunter zu den Knien. Dahinter irgendwo mussten sich die Schlüssel zu den Vitrinen befinden. Seine arg zerknitterte Papiermütze stand seinem Aussehen in nichts nach. Die großen lateinischen Buchstaben waren stark ausgebleicht. Dass sie überhaupt noch als Mütze zu erkennen war, lag sicher daran, dass sie schon einige Jahrzehnte keinen Regen und Sturm mehr abbekommen hatte. Sein Träger lebte zwischen den Büchern. Er war immer irgendwo. Ganz allein konnte man sich als Leser nie fühlen. Auch Corner nicht.

Dann diese Neugierde! Alles wollte er von ihm wissen. Wo er herkomme, was er gerne lese und was er mal werden wolle. Dafür suchte er ihm aber auch die wichtigsten Bücher für das nächste Schuljahr raus. Hatte wohl mitbekommen, woran es ihm am meisten mangelte.

„Du darfst das ruhig wissen. Sagst doch nichts weiter“, beruhigte der sich.

Durch das viele Lesen, Fußballspielen und Rumtollen mit seinem Hund hatte Corner bald seinen Abschiedsschmerz überwunden und fühlte sich als ein echter Kapriole.

Und die begannen nach ihren großen Ferien nun aber wieder mit der Schule. Ihn konnte das wenig stören, denn wer sollte ihn von zu Hause losschicken. Er hatte ja keins. Jedenfalls kein richtiges, so mit Vater und Mutter oder anderen Verwandten.

Aber da kannte er Poldi schlecht. Eines Tages lauerte er ihm spät abends kurz vor Schließung des Lesesaals vor der Bibliothek auf. „Hier versteckt sich der Gelehrte! Ich denke, du kommst mit in unsere Schule?“

„Kommt schon noch. Habe noch einiges zu lesen“, erwiderte er unsicher.

Doch Poldi ließ nicht locker. Er musste am nächsten Tag mit. Das war ja nun völlig neu für Corner. Etwa zwanzig Jungen und Mädchen zwischen elf und dreizehn Jahren saßen da und warteten gespannt darauf, was der Lehrer ihnen zu sagen hatte.

„Darauf habe ich gerade gewartet“, protestierte er und beschloss, wieder zu gehen.

„Bleib nur hier. So schlimm ist das nicht. Wirst sehen. Außerdem ist gleich Pause“, beruhigte ihn Poldi.

„Okay, ich bleibe. Aber nicht hier, nicht in diesem Raum. Immer nur warten, bis der Lehrer was sagt. Was soll denn der machen, der darauf keinen Bock hat?“

„Das ist eine gute Frage. Mann, das ist eine Schule, da kann nicht jeder machen, was er will.“

„Mach mich nicht fertig. Ist ja schlimmer als auf dem Schiff, da hatte ich meine Plätze zum Verkrümeln. Lieber drifte ich wieder ab in die Bibliothek.“

„Doch nicht zu dem Alten. Da kriegst du mich nicht hin. Sollen ja früher schon Kinder dort verschwunden sein.“

„Quatsch, der tut keiner Fliege etwas. Bloß seinen Schlüssel rückt er nicht raus.“

„Was für einen Schlüssel?“, fragte Poldi neugierig und damit etwas zu laut für den Unterricht.

„Wer quasselt da?“, traf ihn die altbekannte Frage des Lehrers, der an der Tafel beschäftigt war.

Stille im Raum.

„Poldi, warst du das?“

„Wieso ich?“, entgegnete er. „Sind doch noch andere hier.“

„Dann soll sich der andere melden.“

„Wir wissen auch nicht, wer das war!“, schallte es daraufhin aus der Tiefe der Klasse.

Corner war überrascht über so viel Albernheit. Das konnte er nicht. Auf dem Schiff wurden die Dinge beim Namen genannt, abgestraft und fertig.

Lächelnd drehte sich der Fragesteller um. In seine Freundlichkeit mischte sich Wehmut, weil es ihm wieder nicht gelungen war, sich solche Fragen zu verkneifen. Sie brachten nichts. Das war in jeder Klasse dasselbe. Bestrafen durfte man in Kaprioliens Schulen nicht, seitdem Wissenschaftler herausgefunden hatten, dass Schüler besser lernten, wenn sie gute Laune hatten. An solchen Erkenntnissen ging nun einmal nichts vorbei, und gute Ergebnisse wollte jeder Lehrer erzielen. Daran wurde seine Arbeit gemessen.

„Na?“, sagte Poldi zu Corner. „War doch nicht schlecht. Wir können schon mal Blödsinn machen. Wenn *Stäubchen*, so nennen wir unseren Mathelehrer, weil er vom vielen Tafelbemalen immer voll Kreidestaub ist, sich aufregt, ist das sein Problem. Nur uns darf er nicht ärgern. So steht es in der Schulordnung.“

Schepperndes Pausenklingeln unterbrach das flüsternd geführte Gespräch.

Corner trat in der zweiten Stunde und auch in den nächsten Tagen und Wochen wieder in der Schule an und lebte sich langsam ein. Außerdem traf er so Poldi wieder. An seiner Seite fiel ihm das Leben leichter. Nicht nur hier in der Schule.

„Könnte mein Freund werden, dieser Kapriole.“

Sein Lieblingsplatz blieb jedoch die Bibliothek. Es war ihm aber noch nicht gelungen, auch nur einen Blick in die weggeschlossenen Bücher zu werfen.

„Da muss ich *klar Schiff* machen“, drängte er und entschied, sich mit dem Alten anzufreunden. Mal brachte er frische Milch mit vom Markt, mal Käse oder Brot. Das er-

freute den wunderlichen Mann sehr, denn bis zum Markt hatte er es schon ewig nicht mehr geschafft.

„Ist schon komisch“, dachte Corner. „Die Treppen steigt er am Tag x-mal hoch und runter, aber zum Markt geht er nicht. Wird doch keine Angst vor den Leuten haben? Na, nun hat er ja mich“, lachte er, seine Hintergedanken gut verbergend, vor sich hin.

Immer wenn der alte Weißbart nicht anwesend war, hatte Corner nun einen Grund, ihn in allen Räumen zu suchen. Dabei gelangte er zielstrebig über mehrere Treppen in Ecken, die für die Öffentlichkeit nicht vorgesehen waren. Nach und nach kam er auf diese Weise überall herum.

„Was für ein netter Junge!“, schwärmte da der Alte.

„Studiert gern und achtet das Alter. Tugenden, die heute nicht mehr viele besitzen.“

Corners Bemühungen trugen also erste Früchte. Bald durfte er ihm seine kleinen Geschenke bis hoch vor sein Turmzimmer bringen. Herein bat er ihn aber nie. „Was hat er nur. Warum lässt er mich nicht herein. Dann muss es eben anders gehen.“

Es war sonnabends früh. Außer ihm war niemand im Lesesaal. „Der Bücherwurm sitzt sicher wieder in seinem Turmzimmer, wo soll er sonst sein“, stellte Corner zufrieden fest. „Heute werden wir ihn da oben rauslocken. Haben so schöne Rauchmelder hier, ob die auch funktionieren?“

Er hatte einen simplen Plan, das zu überprüfen: Die Sonne brannte wie selten stark durch die verstaubten Oberlichter. Einen feuchten Lappen, Klebstoff, eine Linse und mehrere Zeitungen hatte er vorsorglich eingesteckt.

„Wenn ich jetzt die Fenster putze, kann niemand etwas dagegen haben. Ist doch löblich, wenn hier mal jemand Licht reinbringt.“ Und siehe da, es passierte nichts. Selbst wenn der Alte ihn gesehen haben sollte, hätte er wohl nichts Unrechtes dabei gefunden. Dass so ganz nebenbei

eine Glaslinse ihren Platz dort oben eingenommen hatte, konnte keiner vermuten. Nun musste Corner nur warten, bis die Sonne, gebündelt durch die Linse, als Punkt auf seinem Lesepult erschien. Sorgfältig häufte er die zerknüllten Zeitungen auf seinen feuchten Lappen, den er vorsorglich darunter legte.

„Warts nur ab, gleich gibt es Alarm! Das qualmt bestimmt schön.“

Schnell nahm er jetzt mit ein paar Eiern im Korb die Stufen bis hoch vor das Turmzimmer. Bei seiner Entdeckung könnte er immer noch sagen, dass er dem Herrn Bibliothekar nur eine Handvoll Eier für einen leckeren Kuchen bringen wollte. Im Halbdunkel der schmalen Treppenstiege zwängte er sich hinter einen ausgedienten Schornstein und wartete ab.

Kurze Zeit später durchzog ein feiner, aber nerviger Piepton die Bibliothek. Alarm! Die Sonne hatte gemeinsam mit der Linse ihre Schuldigkeit getan.

Sofort scharrtten die Latschen des Turmzimmerbewohners über den ausgetretenen, rauen Fußboden. Unter Fluchen und Jammern näherte er sich der Tür seines freiwilligen Verlieses. Er stieß sie auf und stolperte, seine starke Brille noch auf der Nase, die engen Stufen hinunter. Keinen Gedanken daran verschwendend, sie hinter sich zu schließen.

Darauf hatte der *Rauchmelderüberprüfer* in der Nische hinter der Tür nur gewartet. Kaum war der aufgeschreckte Weißbart an ihm vorbei, schlüpfte er auch schon hinein in das Geheimnisvollste der Bibliothek, den privaten Lesesaal des Alten. Im Halbdunkel des Raumes konnte er vor Aufregung zunächst gar nichts erkennen. Es schien ihm, als hätte er ihn schon einmal betreten. Der Geruch, das Kerzenlicht, alles kam ihm bekannt vor.

„Corner, du spinnst auch schon. Das sind Fantasien aus

deinen Büchern. Klar, da sind mir solche Räume schon begegnet. Zauberei. Lass uns umsehen.“

Zunächst entdeckte er nichts Besonderes, nur Wände voller Bücherregale, wie sie auch im Lesesaal üblich waren. Nur die Schrift auf den Buchrücken konnte er nicht entziffern. Sie war ihm fremd und sicher schon Jahrhunderte alt. Das Dämmerlicht des Raums, denn mehr ließen die verstaubten Fenster vom Sonnenlicht nicht herein, wurde nur etwas erhellt durch eine Kerze, die auf einem Schreibtisch brannte. „Nicht gerade ordentlich, mein Lieber“, spottete Corner, als er die alte, völlig mit Kerzenwaxspuren überdeckte Schreibplatte in Augenschein nahm.

Aber was war das?

Plötzlich sah er einen Monitor, auf dem sich der alte Bibliothekar im Lesesaal bemühte, des aus den feuchten Zeitungen aufsteigenden Rauchs Herr zu werden.

„Heiliger Klabaوترmann, er sieht alles. Das hältst du ja nicht aus. Er beobachtet die Besucher. Von wegen Mittelalter. Der ist technisch auf dem höchsten Stand.“ Auf weiteren Bildschirmen wurden der Eingangsbereich und andere Etagen der Nutzungsräume überwacht.

„Na ja, ist vielleicht Vorschrift. Okay, weiß ich wenigstens, wann er mit dem Löschen fertig ist“, reagierte Corner auf seine Entdeckung trocken wie eine alte Schiffsratte, die nur Neptun und den Smutje fürchtet. Er sah sich weiter um und bemerkte eine kleine bewegliche Treppe, die vor einem Regal stand.

„Warum sie gerade hier steht?“, grübelte er. Mit sicherem Schritt, aber aufgeregt vor Neugier stieg er hinauf und streckte seinen linken Arm ganz hoch zu dem Buchrücken, der nach seinem Ermessen der älteste war. Er fasste ihn an, konnte ihn aber nicht bewegen.

„Bist wohl festgeklemmt, alter Schmöker? Warte, dich kriege ich schon noch.“

Er zog fester, nichts passierte.

„Bleib doch, wo du bist, suche ich mir ein anderes Buch.“

Er wollte es loslassen, doch, als wäre sie angeklebt, blieb seine Hand fest mit dem Buchrücken verbunden.

„Nun lass mal. Wir spielen hier doch nicht *Die goldene Gans*, haben auch gar nicht mehr so viel Zeit“, stellte er mit einem Blick auf den Monitor fest, der den alten *Feuerwehrmann* schon mit dem Aufräumen beschäftigt sah.

Um etwas mehr Platz zu bekommen, schob er mit der anderen Hand die Glastür zur Seite. In diesem Moment spiegelte sich das gelbe Leselicht der Kerze als heller Strahl in der Scheibe und fiel auf seinen Oberarm, dicht unter der Achselhöhle. Verwundert lächelnd fragte er darauf in den Raum hinein: „Was soll das denn! Willst du mein Muttermal erleuchten?“

Diese Stelle an seinem Arm zeigte eine etwa bohnen große braune Hautverfärbung. Nichts Besonderes, wenn man sie seit Kindertagen kennt.

Doch was war das! Plötzlich schien es ihm, als würde sich dieser kleine Fleck in der Scheibe des Bücherschranks vergrößern. So groß, dass er ein Tattoo erkennen konnte.

„Das soll mein Muttermal sein?“

Ein grünes Auge mit einer kleinen blauen Fontäne in der Pupille wurde sichtbar.

„Sieh an, so lernt man sich kennen. Aber wen interessiert das schon, was ich unter dem Arm habe“, flachste er noch, doch dann wurde ihm unheimlich. Genau dieses Zeichen schmückte den Rücken des Buches, das seine Hand fest umklammert hatte.

„Teufel, das geht zu weit! Hol die Segel ein, Corner! Das nimmt kein gutes Ende.“

Er zog mit aller Kraft seine Hand vom Buchrücken ab. Dabei wäre er um ein Haar von der Leiter gefallen, denn nichts hielt sie mehr fest. Noch um sein Gleichgewicht rin-

gend griff er wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm, in diesem Fall war es ein Pergament, das auf der Buchreihe lag.

Gerade noch rechtzeitig, bevor er die schlurfenden Schritte des Alten wieder vernahm, erreichte er unverletzt den Boden und huschte aus dem unheimlichen Raum hinaus in seine Nische hinter dem Schornstein.

„Corner, das war dein letzter Besuch hier oben. Soll er verstecken, was er will. Mich interessiert das nicht mehr. Mein Muttermal als Buchrücken, ich glaubs ja nicht.“

Das alte Pergament ließ er schnell unter seinem Hemd verschwinden. Für diesen Tag war es besser, schnellstens die Bibliothek zu verlassen.

„Vielleicht suche ich mir auch einen anderen Lesesaal“, grübelte er vor sich hin, als ihn das steife Pergament auf der Haut an seine seltsame Begegnung mit dem Tattoo erinnerte.

„Na gut, einmal besuche ich ihn noch. Muss ihm ja sein Papier wiederbringen. Was ist das überhaupt?“

Als er sich unbeobachtet fühlte, setzte er sich und entfaltete aufgeregt das Blatt. Es war eine Karte. „Eine Landkarte. Irre! Scheint sehr alt zu sein. Vielleicht eine Schatzkarte?“ Schnell verschwand sie wieder unter dem Hemd, und die Entscheidung, sie zurückzubringen, wurde vertagt.

„Ich muss Poldi informieren. Vielleicht weiß er, was hier gespielt wird. Außerdem hat er mir ja gleich gesagt, dass diesen Bibliothekar ein Geheimnis umgibt. Warum wollte er so viel von mir wissen? Und nun dieses Buch ... Besser, ich halte mich da raus und mein Schott geschlossen.“

Blutsbrüder

Die Morgensonne zeichnete bereits lebhaftere Muster durch das Blätterdach eines uralten Nussbaumes auf das sich darunter befindliche Zelt. Sie hatte schon halb Pizza City mit ihren Strahlen geweckt, doch der Bewohner dieser arg mitgenommenen Sommerresidenz lag weiter in seinen Träumen. Seine Beine hatte er genüsslich – wie sich aber bald zeigte, sehr sorglos – aus dem zu klein gewordenen Stoffdach der wärmenden Sonne entgegengereckt. Denn jetzt kreuzten sie eine Ameisenhauptstraße. Wer sich schon einmal aus Versehen oder als Mutprobe so einer Ameisen-Laufstrecke in den Weg gestellt hat, kann Poldis Erwachen gut verstehen.

„Au, Maaann! Ihr wieder! Gebt ihr denn nie auf! Habt ihr mich wieder erwischt!“ Missgelaunt zog er schleunigst seine schmerzenden Füße ins Zelt zurück. Während er die kleinen Plagegeister mühsam abschüttelte, nölte er sie voll: „Hier geht es nicht lang. Was wollt ihr immer an meinem Zelt! Da legt man Steine und Knüppel in den Weg. Meinst du, das interessiert jemand? Sagt eurer Oberameise, das hier ist mein Platz. Gut, heute könnt ihr noch durch. Morgen werden wir das ändern. Ein Kapriole braucht seinen Schlaf.“

Die Ameisen waren aber bei Sonnenschein Frühaufsteher. Sie mussten da lang. Hoch, immer auf der besonnten Seite des Baumstammes, bis in die breite Krone und wieder zurück. Das wusste Poldi.

Er wollte seinen Platz aber auch nicht räumen, und den Ameisen etwas anzutun, war nicht Kapriolensache. Sie ak-

zeptierten jede Lebensweise, egal, ob Tier, ob Mensch. Nur stören sollten sie einander nicht.

„Es muss doch eine Lösung für uns geben!“, grübelte er sich nach solch unfreundlichen Morgengrüßen wieder in den Schlaf.

„Poldi! Poooldi!“

„Was denn, schon wieder die Ameisen? Ach nein, die können ja nicht schreien.“

Es war die Stimme seines Onkels. „Poldi, du musst aufstehen, sonst frisst die Katze dein Frühstück!“

„Lass sie nur“, gähnte er mühsam zurück. „Ich liebe Katzen!“ Ein verschlafenes Grinsen konnte er sich dabei nicht verkneifen. Lag das raffinierte Katzentier doch schon lange schnurrend in seinem warmen Schlafsack, ihrem Lieblingsplatz. Dafür musste sie aber Poldi auch manchen Gefallen tun: So holte sie für ihn Nüsse vom Baum oder auch mal ein Geldstück aus der Kasette des Onkels. Letzteres nur, wenn es wirklich nötig war.

„Man kann doch nicht andauernd nach Taschengeld fragen. Außerdem weiß man nie, wo er gerade wieder steckt. Merken wird er es sowieso nicht, denn morgen weiß er schon nicht mehr, wie viel Geld er heute hatte“, rechtfertigte er dann seinen Katzentrick.

Sein Onkel Eugenius Zweistein war nämlich etwas vergesslich. Genau genommen sehr vergesslich. Alles, was er an einem Tag leistete oder sonst wie anstellte, hatte er am nächsten Morgen schon wieder vergessen, als sei es nie geschehen. Da konnte es schon einmal vorkommen, dass er vergaß, Poldi Geld für die Schule mitzugeben oder aber dass er nicht mehr wusste, wo er die Kasette am Abend hingestellt hatte. Oft fand er früh noch nicht einmal seine Garderobe vom Vortag, weil er sich nicht mehr daran erinnern konnte, wo er sie abgelegt hatte. Dann lachte Poldi herzlich, wenn der Onkel morgens im Schlafanzug aufge-

regt zwischen den Zimmern und dem Stall hin und her lief, um etwas zum Anziehen zu suchen. Dabei ließ er ganz aus Versehen die Hühner raus und die Enten, weckte seine Katze und störte den Hamster im Schlaf.

Wenn er aber dann seine kurzen bunten Hosen gefunden hatte – mehr zog er im Sommer nicht an, damit er nicht so viel suchen musste – setzte er sich ganz still hin. Alle Eile war wie weggeblasen. Jetzt bestaunte er erst einmal die Welt.

Da er alles vergaß, musste er sich ja jeden Tag neu wundern. Über alles. Die selbstverständlichsten Sachen: „Warum fließt das Wasser bergab? Warum wärmt die Sonne? Warum wachsen die Blumen? Warum leuchtet meine Glühbirne?“ Na und so weiter.

Wer ihn so sah, bedauerte ihn, denn es war doch ein sehr mühsames Leben. Er aber dachte anders darüber. Ihm machte das regelrecht Spaß. Weil er sich jeden Tag neu wunderte, gingen ihm auch die Fragen nicht aus. Die kleinsten Dinge musste er sich täglich neu beantworten. Das hielt er dann in einem Tagebuch fest. So hatte er nie Langeweile und ständig neue Ideen. Na gut, manche Idee kam ihm auch immer wieder. So hatte er das Rad bestimmt schon achtundachtzigmal erfunden. Mehr als rund geht eben nicht.

„Ganz schön verrückt“, dachten die meisten. Aber Poldi wusste das besser. Er hatte schon öfter heimlich in Onkels Tagebüchern geblättert. Sie enthielten ganz merkwürdige Ideen, Formeln und Zeichnungen. Sein Onkel war kein Spinner, er war ein Lehrer, vielleicht sogar Professor oder ein großer Erfinder. Er beschloss aber, über diese Entdeckung mit niemandem zu reden. Vielleicht konnte er selbst so ein Erfinder werden, wenn er sich nur genauso wie sein Onkel anstellte. Immerhin stand auf dem Umschlag dieses weisen Buches: *Für meinen Neffen Poldi*. Ja, ihn, Poldi ver-

gaß er nie. Irgendetwas in seinem Leben musste es einmal gegeben haben, warum das so war.

„Das bekommen wir schon noch raus, Poldi Zweistein“, nahm er sich vor. „Jetzt wollen wir erst einmal sehen, was wir heute schon von ihm lernen können.“

An manchen Tagen ertappte er sich dabei, dass er es seinem Onkel nachtun wollte. Dann setzte er sich ganz still hin und träumte. „Wäre es nicht schöner, wenn es so oder so wäre?“ Die verrücktesten Wünsche stellten sich dann ein. Jedes Mal andere. Wie sollte man aber daraus Ideen entwickeln? Welche war die richtige, die wichtigste, die am meisten Spaß und am wenigsten Arbeit machte?

„Die beste Idee ist jetzt eine schöne frische Dusche“, munterte er sich auf. In der Vorfreude darauf pellte er sich aus seinem Zelt, jammerte noch ein wenig über die gemeinen Ameisen und trollte sich durch sein kleines Tal, in dem der Nussbaum stand, weiter über einen Hügel mit großen Felssteinen und durch feuchte Wiesen hin zu seinem Privatbad. Diese Badestelle – sie war auch so ein Ergebnis seiner Grübeleien. Unter der Pumpe waschen hatte seinen Reiz für ihn nach einiger Zeit verloren.

„Erst pumpt man, dann kommt ein Schwall, dann pumpt man wieder, dann wieder ein Schwall. Und das mit Seife in den Augen. Der ganze Körper passt auch nicht drunter“, klagte er jedes Mal. Es war schon eine mühsame Wäsche und hundekalt. Noch dazu am Morgen, wenn man sich noch gar nicht so anstrengen sollte. „Ich denke, die Erde wird wärmer, je tiefer man hineinkommt. Unter uns muss wohl ein Meer aus der letzten Eiszeit liegen, brrr!“

Also hatte er eine kleine Quelle ausgemacht, die an einer Stelle der Wiese das unter ihr angesammelte Wasser als ein winziges Rinnsal wieder freigab. „Das werde ich stauen“, beschloss er, und schleppte tagelang vom nahen Wiesenrain große Steine heran, die er an der Stelle mit

dem größten Gefälle aufschichtete. Von seinen Streifzügen durch den angrenzenden Wald brachte er Äste und Zweige mit, die er so ineinander verschlang, wie es Biber nicht besser gekonnt hätten. Den Rest der Fertigstellung der eines Kapriolen würdigen Staumauer erledigte er mit großen Grasbatzen.

So entstand Stück für Stück ein kleiner Teich. Durch den Steindamm schob er ein Rohr, das er bei Bedarf öffnete oder schloss. Immer wenn er an einer kleinen Kette zog, gab die Ventilklappe das Wasser frei. Damit zwang er den Teich, sein Wasser als Strahl abzugeben. Sanft abschüssig, wie die Wiese hier war, stürzte er nun auf den Badenden herab. Manchmal erzeugte er dabei einen kleinen Regenbogen.

„Was ich doch so alles hinkriege!“, trällerte Poldi übermütig und tanzte im Regenbogenwasserstrahl umher.

Abends war es noch angenehmer, denn das Teichwasser, durch die Sonne erwärmt, umspülte dann beinahe zärtlich seine Haut. Und erst das Abendlicht! Das gefiel ihm besonders, weil sein ganzer Körper dann so schön goldbraun glänzte. Unter den versprengten Sommersprossen zeigten sich bereits zaghaft erste *mannhafte* Muskelstränge. „Das kann sich doch schon sehen lassen“, bewunderte er sich. „Ein kühner Geist braucht eben auch einen schönen Körper, oder so ähnlich heißt es ja wohl.“

Anfangs wurden seine Verträumtheiten von fliegenden Fröschen jäh unterbrochen. Die hatten sich in dem neu angelegten Teich schnell häuslich eingerichtet und nun ihren Spaß daran, mit dem Wasserdruck durch das Rohr zu fliegen. „Platsch!“, landeten sie dann auf Poldis Rücken, und wieder: „Platsch.“

„Sind wir hier im Zirkus? Macht euch aus meiner Wanne. Das heißt *Krötenwanderung* und nicht *Krötenflug*. Muss man denn hier alles selber machen.“ Er befestigte ein gro-

bes Netz vor dem Rohreingang und ertrug lieber ihr klägliches Quaken über den verdorbenen Spaß.

„Alles Gute ist eben nie beisammen, meine Lieben. Seid froh, dass ich euch einen so schönen Teich angelegt habe.“

Nun war er ungestört. Von dieser Badestelle wusste niemand etwas. Ausgenommen einer Spatzenfamilie. Sie folgte ihm überallhin. Wusste sie doch, dass seine Hosentaschen immer einige Körner für sie enthielten. Und wann, wenn nicht beim Baden, wo die Hose so allein für sich auf der Wiese lag, konnte man sich trefflicher ungestört bedienen.

„Lass ihnen ihr Vergnügen“, amüsierte sich Poldi über die frechen Diebe, während er sich abschließend im Teichwasser wohlwollend betrachtete. „Mir geht es ja auch nicht schlecht. Nur fliegen müsste man eben können.“

Mit solchen und ähnlichen Spinnereien im Kopf verkürzte er sich den Heimweg. Aber nicht, ohne noch auf dem Hügel mit den Felssteinen anzuhalten.

Jetzt zog er sein Hemd über den inzwischen trocken gewordenen Oberkörper und sah in sein kleines Tal hinab. In der Mitte der Nussbaum mit dem Häuschen des Onkels darunter. „Ist schon ein toller Baum“, sagte er weise zu sich. Dabei dachte er nicht so sehr an die Nüsse, die trägt jeder Nussbaum, wenn auch nicht jedes Jahr. Nein, er behütete ein Geheimnis, das nur der Onkel kannte ... und natürlich er.

Der Stamm des Baumes hatte sich nämlich mit der Zeit so breitgemacht, dass er einen Teil des Arbeitszimmers des Onkels einnahm. Dieser ließ sich aber davon nicht beirren. Er dachte wohl: „Warum sollen nur Spechte ihre Höhlen in die Bäume schlagen?“ Also schnitzte er ein Regal hinein und beschenkte ihn dafür mit dem Wertvollsten, was er besaß, seinen Büchern, darunter alte Patentbücher der Kapriolen und seine Notizbücher. Danach verschloss er ihn

wieder mit seiner eigenen Rinde. So war er für alle Welt wieder nichts weiter als ein Baum.

„Wer weiß, wozu es gut ist“, murmelte er in seinen Bart. „Lebt sich schon nicht schlecht in deinem Schatten. Lässt wenig Regen durch und vertreibst mit deiner Kühle die Mücken“, lobte Poldi seinen Lieblingsbaum. „Wenn sich nur mein Hamster nicht so anstellen würde.“

Sein Freund, der Hamster, war von Natur aus ein Langschläfer. Nur war es ihm in Gesellschaft des Nussbaumes nie vergönnt, auszuschlafen. Mit den ersten Sonnenstrahlen traf sein empfindliches Hamsterohr ein tumultartiger Lärm aus Taubengurren, Spechtklopfen, Eichelhäherkrächzen und ein nie enden wollendes Spatzentschilpen. Einmal geweckt hätte er mit dem einen oder anderen Baumbeohner gern ein Wort gewechselt, um herauszubekommen, wo sich in der Nähe ein Weizen- oder Erbsenfeld befände, denn schließlich kamen sie weit herum in der Welt. Erbsen ... seine Lieblingsspeise.

Aber seine Laune war einfach viel zu schlecht. Er brachte vor lauter Fluchen, Husten und Fauchen kein einziges freundliches Wort heraus, so sehr hasste er es, unausgeschlafen zu sein.

„Armer Hamster, aus dir wird nie ein Kapriole. Wir haben immer gute Laune.“ Bestens aufgelegt und in Gedanken an ein gutes Frühstück erhob er sich wieder von dem sonnenwärmten Findling und nahm die letzten paar Hundert Meter hinab ins Tal in Angriff. Die Spatzen waren schon am Haus eingefallen und signalisierten damit sein baldiges Kommen. Im Zelt lümmelte sich neben der Katze inzwischen ein weiterer Bewohner. Genau genommen *ein Besucher*. Poldi kannte diesen Gast. Es war Corners Hund. Er ließ sich noch nicht einmal stören, als er von dessen Halsband eine Stoffrolle abknotete. Sie musste eine Nachricht enthalten. So hatten sie es ausgemacht.

*Hello P.! XXL Problemo! Komme sieben Glasen längsseits.
C.!*

Wie immer schrieb Corner Kauderwelsch. Das kannte er schon von ihm. Diesmal klang es aber ziemlich ernst. Er hatte ein Problem, ein XXL-Problem, ein riesengroßes.

Der Tag wollte nicht vergehen. Zuerst räumte Poldi sein Zelt auf, dann ging er dem Onkel zur Hand. Schließlich bürstete er sogar des Hamsters Fell. Der staunte ihn an, als wollte er sagen: „Poldi, was ist mit dir los? Langeweile, du?“

Die hatten gut reden. Müssten selbst mal so eine Nachricht kriegen. „Halb vier, das ist ja noch ewig hin. Ich lümmele mich hier rum und er hängt irgendwo in den Segeln.“ Unruhig aß er das vom Onkel zusammengekochte, leicht angebrannte Mittagessen. Er konnte sich nun mal nicht merken, wie stark man den Herd einstellen musste.

Schneller als sonst war er fertig. Über diesen Appetit freute sich der Onkel sehr, nahm er es doch als Kompliment für sein Essen.

„Er ist ja heute wie ausgewechselt. Wenn er doch immer so wäre!“, schwärmte der Onkel. „Aber bei ihm sind wohl Hopfen und Malz verloren.“

Endlich wurde es Zeit, sich auf den Weg zu machen. Dazu holte Poldi sein Motorbremsenfahrrad aus dem Schuppen und ab ging es. Es war seine diesjährige Pflichterfindung. Eigentlich war die Idee simpel, und er fragte sich, warum nicht schon lange mal jemand darauf gekommen war. Nun gut, war er es eben.

Wie so häufig machte ihm ein Problem zu schaffen, das er mithilfe der Zweisteinschen Weltbetrachtung aus dem Wege räumen wollte: Sein täglicher Weg zur Schule war sehr hügelig und kurvenreich. Da er, genau wie sein Hamster, ein notorischer Langschläfer war, musste er ihn

auch noch ziemlich flott zurücklegen. Als Ergebnis traf er immer total verschwitzt und meist als Letzter im Klassenzimmer ein. Über die andauernden Fragen, ob es in seinem Tal noch regne, konnte er schon gar nicht mehr lachen. Da musste Abhilfe her.

„Das ständige Bremsen und neue Anfahren kann doch nicht Sinn einer gemütlichen Radfahrt zur Schule sein. Ich will mich doch auf die erste Stunde freuen. Dazu diese Kraftverschleuderung beim Bremsen. Man müsste sie speichern können, um sie bergauf zur Verfügung zu haben“, träumte er kühn vor sich hin.

Die Lösung fand er natürlich nicht, aber die richtige Frage hatte er gestellt. Das war, so wusste er das von seinem Onkel, das Wichtigste.

Also blätterte er in dessen Notizbüchern, bis er eine Zeichnung fand, wo der Onkel errechnet hatte, wie man mit dem Abbremsen von Turbinen Batterien aufladen kann. Die malte er ab und bat einen Freund seines Onkels und Spezialisten für Energiegewinnung, Herrn Tschapka, ihm so eine handliche Verbindung zwischen seiner Bremse und einer kleinen Batterie herzustellen.

„Schließlich mache ich nichts anderes. Ich beschleunige mein Rad wie eine Turbine und bremse sie anschließend wieder ab.“

Bis zur Verwirklichung der eigentlichen Idee, die Radfahrt zu erleichtern, war es jetzt nur noch ein kleiner Schritt. Er lüchelte dem Herrn Tschapka einen kleinen Elektromotor ab, den er nun, von der Batterie gespeist, bei anstrengenden Bergauffahrten dem Tretlager zuschalten konnte. Natürlich kommen auf solche Ideen eher Faulpelze als ehrgeizige Sportler.

„Wie anregend doch ein bisschen Faulheit sein kann!“, lobte Poldi seine Schwäche, und stellte bald fest, dass es von den Faulpelzen einige unter den Kaprioler Schülern ge-

ben musste, denn sie bauten dieses Motorbremsenfahrzeug bald 25 Mal nach.

Zu Corners Hängematte war es ganzes Stück. Wer diesen Platz nicht kannte, fand ihn gar nicht so ohne Weiteres. Eigentlich wussten nur Poldi und Corners Blauer, der sich wie immer allein auf den Weg nach Hause gemacht hatte, dessen aktuelle Adresse. Sie lag gut versteckt etwas abseits der Stadt am Fuße der Berge, die Pizza City säumten.

„Willst eben ein einsamer Seemann bleiben. Einmal blinder Passagier, immer blinder Passagier, was? Wann du das wohl ablegst.“ Poldi schüttelte verständnislos den Kopf. „Ganz allein bist du ja nicht mehr. Werde mich schon um dich kümmern.“

So in Gedanken radelte und rollte Poldi auf das letzte Grundstück am Stadtrand zu. Man sah schon von Weitem, dass sich die Natur veränderte. Nadelbäume lösten die Laubbäume ab und der Wind blies selbst jetzt, im Sommer, kühler als anderswo. Sogar Schnee lag noch rund um ein Haus. Wobei das ein großes Wort war für das Iglu, das sich Herr Tschapka, ein wundersamer Eigenbrötler, dort errichtet hatte.

„Ein bisschen verrückt“, sagten die einen, „aber ideenreich.“

„Kann ja nicht immer alles klappen“, sagten die anderen.

Begonnen hatte alles damit, dass er seine erste Erfindung, wie immer eine Kopfbedeckung, in einem sehr strengen Winter machte. Es war eine gewaltige Pelzmütze, einer Tschapka ähnlich. Da ihm aber im Laufe seines Lebens auch noch ein dichter, widerspenstiger Haarschopf wuchs, der allein schon wärmte, fürchtete er sich vor dem Sommer. Seine erste Erfindung abzusetzen kommt aber einem Kariolen nicht in den Sinn. Das hätte seiner Persönlichkeit nachdrücklich geschadet. Also musste er sich etwas anderes einfallen lassen.

Er begann damit, dem Erdboden und der Luft ringsum Wärme zu entziehen. Das Prinzip der Wärmepumpe war in Kapriolien durch die Nutzung des Kühlschranks bekannt. Wenn man einem Raum Wärme entzieht, wird der kalt. Das war klar. Was aber mit der entzogenen Wärme anfangen?

„Wenn ich genug Wärme entziehe, wird es hier überall schön kühl, und die einmal gewonnene Wärme nutze ich zum Heizen, wo ich es brauche. Außerdem kann ich damit mein Wasser erwärmen und den Rest in die Warmwasserversorgung von Pizza City einspeisen.“

Gesagt, getan.

Die Sommer wurden erträglich und Geld brachte ihm seine Energiegewinnung auch noch ein. Bis es so kam, wie es kommen musste. Mit der Zeit kühlten der Boden seines Grundstücks und die Luft drum herum immer mehr ab. Auch in den Sommermonaten wurden nur noch winterliche Temperaturen erreicht. Was lag näher, als sich ein Iglu zu bauen. Den anderen Kapriolen war es egal. Konnte man bei ihm doch stets das beste Eis und die schönsten Frühlingsblumen bekommen.

„Hei, Tschapka, kann ich mich bei dir ein wenig abkühlen? Ich will noch in die Berge. Vielleicht hast du ja etwas Veilchenlimonade für mich übrig.“ So begrüßte Poldi den winterlich gekleideten Einsiedler.

„Komm rein, Poldi! Klappt ja, unsere Erfindung“, lobte er dessen Fahrrad.

„Wenn nicht bei uns, bei wem denn sonst, was Herr Tschapka!“, ging Poldi auf den Scherz ein, denn er hatte sie natürlich als seine alleinige ausgegeben.

„Die Limonade steht schon bereit. Außerdem brauchst du noch eine Fackel, wenn du in die Berge willst. Nimm die. Es ist eine tiefgekühlte Gasfackel. Sie erzeugt keinen Geruch. Wickle sie einfach aus der Verpackung, wenn ihr in die Höhlen steigt, und schon brennt sie.“

„Wieso ihr? Und warum gehen *wir* mit einer Fackel in eine Höhle? Wo soll die denn sein?“

„Warts nur ab“, lächelte der und gab ihm die Limonade und die Fackel.

Poldi wurde stutzig. Was wusste Tschapka von ihm und seinem Freund Corner? Dass er mehr klug als verrückt war, ahnte er schon lange. „Aber hellsehen“, dachte er sich, „so was gibt es doch nur in Lügengeschichten. Ein Zweistein glaubt nicht an so was. Liegt vielleicht daran, dass er sich viel rumgetrieben hat. Soll ja gar kein echter Kapriole sein. Mit einem Ballon ist er in den Bergen vor vielen Jahren notgelandet“, erinnerte sich Poldi an die Geschichte vom Hörensagen. „Ist schon unheimlich, wenn einer mehr von einem weiß als man selbst. Kann man ja vielleicht erlernen.“ Er nahm sich vor, ihn in nächster Zeit öfter zu besuchen, um ihm auf die Schliche zu kommen. Doch im Moment hatte er andere Aufgaben. Sein Freund brauchte Hilfe.

„Wenigstens habe ich die Fackel, wenn ich auch noch nicht weiß, wozu, und kalte Limonade. Ist ja auch schon was.“

Als er Tschapkas „Schneefeld“ wieder verließ, lag noch eine halbe Stunde Fahrt vor ihm. Der Sandweg, der durch eine bunte Heidelandschaft führte, war fest und gut zu fahren.

Ihm gefiel die Heide, ihm gefiel, wie das rotbraune Heidekraut den Boden beherrschte, während junge, immergrüne Kiefern und die schon im goldgelben Laub stehenden einzelnen Birken den Blick auf den Horizont auflockerten.

Die Wacholderbüsche hatten es ihm weniger angetan. Gerade aufgerichtet erinnerten sie ihn an alte Grabstätten. Dazu kam, dass die meist knorrigen, zerbrochenen Büsche in der Dämmerung seltsam schaurige Gebilde über die verblässende Heide zauberten. Zum Glück war es aber noch hell und er hatte genug Ablenkung auf dem Weg zu seinem

Freund. So schreckte er hin und wieder ein Birkhuhn auf oder er beobachtete einen Fuchs bei der Mäusejagd. Plötzlich schnellte ein roter Bogen aus dem ansonsten ruhigen Windgras hoch und verschwand so schnell, wie er erschienen war.

Am Fuß der Berge, wo Laubbäume nur noch einzeln standen, blinkte plötzlich mitten aus einem roten Laubzirkuszelt ein Lichtblitz auf. Corner hatte das Fernrohr durch den Blätterschleier einer Hängebuche, seiner roten Hängebuche, auf ihn gerichtet.

„Erkannt, mein Lieber. Musst schon auf die Sonne achten“, lachte Poldi. Aber nicht nur Corner hatte ihn im Visier, auch sein Hund nahm bereits Witterung auf und stürmte auf ihn zu. Jetzt hieß es festhalten. Dieser Hund, das waren an die fünfzig Kilo geballte Energie. Rau, aber herzlich. Und schon saß Poldi mit seinem Rad im Sand, die feuchte Hundezunge über sich. „Blauer, lass das! Wie soll man sich bei euch waschen.“

Er bewunderte diesen Hund, der bestimmt einen riesigen Ahnenstamm von Rassen hinter sich hatte. Das war schon etwas anderes als sein Hamster. In ganz Kapriolien gab es solch eine Mischung nicht wieder. Wenn es ihn nicht schon gegeben hätte, müsste man ihn erfinden.

„Woher hast du nur die schönen blauen Augen“, sprach er ihn an und hielt sie zu, um endlich wieder freizukommen. „Kommst wohl auch aus dem Wasser wie dein Herrchen. Sabbern tust du genug dafür.“ Er wischte sich sein Gesicht wieder frei. „Los, hau ab, sag Bescheid!“, rief er dem Hund zu, der solch einen Befehl liebend gern ausführte und bellend vorauslief.

Im nächsten Moment war alles wieder vorbei.

Die Buche stand, wie sie stand, als ein gewaltiger roter Wasserfall aus Blättern am Wegesrand. Kein Blitzen aus dem Geäst, kein Bellen mehr, ein Wanderer wäre hier glatt

vorbeigegangen. Poldi lehnte sein Fahrrad an ihren Stamm und war in diesem Moment genauso verschwunden wie alles andere.

Die unzähligen, mit rotbraunen Blättern besetzten, hängenden Äste berührten in einem Kreis von etwa zwanzig Metern Durchmesser den Boden und bildeten ein perfektes Versteck. In diese Dämmerung konnte von außen kein Auge blicken.

„Komm hoch, ich lasse das Seil hinunter!“, ließ Corner seine Stimme hören.

Es war der einzige Weg zu ihm. Hoch oben im zweiten Astkreuz hatte sich der Baumbesetzer ein Haus eingerichtet, einem Mastkorb ähnlich, was sonst.

Wenn er seine Strickleiter hochzog, war er selbst von hier unten aus unauffindbar für nicht Eingeweihte.

„Hi!“

„Hi!“

„Ich hab Limonade mit. Willst du?“

Corner nahm einen Schluck. „Wohl von Tschapka?“

„Woher kennst du denn den Herrn Tschapka?“

„Man kennt sich eben.“

„Und“, drängte Poldi unruhig.

„Was und. Schmeckt gut, die Limo. Ist das heute nicht ein herrlicher Ausblick?“

Wieso trödelte der so lange herum? Poldi war aufgeregt und unzufrieden. Hatte er nun ein Problem oder nicht?

„Poldi, da gibt es eine Sache.“

„Nun mach schon!“

Corner wusste nicht, wie weit er mit seiner Schilderung gehen sollte, ohne Panik zu machen. War ja schließlich auch sein Ding, wenn er plötzlich Schiss kriegte. „In der Bibliothek ist was passiert.“

„Bei dem Alten. Brauchst du Hilfe? Ich habe dich gewarnt.“

„Nee, nee, der kann nichts dafür. Weißt du übrigens, dass er alles mit Kameras überwacht?“

„Hm. Ist eigentlich bei uns nicht üblich. Da muss er vor irgendetwas Angst haben. Ich sage doch, der hat ein schlechtes Gewissen.“

„Kann schon sein, aber zu mir ist er immer nett. Außerdem geht es darum gar nicht. Ich habe was mitgehen lassen. Zapzerap, verstehst du? War schon 'ne Mistsituation. Ich konnte meine Hand nicht von einem bestimmten Buch lassen. Als es dann doch ging, nahm ich dafür diese Karte mit. Ich musste sie mitnehmen. Verstehst du? Aber warum nur? Ich brauche sie nicht.“

„Du meinst, du warst paralysiert. Dann kannst du nichts dafür. War eben doch der Alte oder höhere Gewalt.“

„Was für ein Quatsch war ich? Parallel? Blödsinn. Ich wäre fast von der Leiter gefallen und habe nach irgendetwas gegriffen. Plötzlich hatte ich diese Karte in der Hand. Hätte sie ja liegen lassen können, aber nein, ich musste sie klauen.“

Er wedelte mit der Karte.

„Zeig her. Bestimmt eine Schatzkarte. Corner, dann kaufen wir uns ein Schiff.“

„Poldi auf einem Schiff. Kannst du überhaupt schwimmen?“

„Wozu? Das Schiff schwimmt doch“, lachte er.

„Mit der Schatzkarte kannst du aber recht haben. Guck hier, Stollensysteme ohne Ende. Der Witz ist, das muss hier in der Nähe sein. Man erkennt deutlich den Weg von unserer Bucht bis hin zu dieser Bergspitze.“

„Das ist hier. Ganz bestimmt. Die Bergspitze nennen wir Kapriolen den Donnerberg, weil er manchmal grollt. Ist ein alter Vulkan, musst du wissen. Und die Stollen müssten Bergwerksstollen sein. Was die Leute hier gesucht haben, weiß ich auch nicht. Ist wohl schon Jahrtausende her.

Vielleicht haben unsere Vorfahren auch nur hier gewohnt. War sicher schön warm, so in der Nähe eines Vulkans. Die meisten Stollen sind eingefallen. Soll gefährlich sein hier oben.“

„Gut, dann lassen wir das. Ich bringe die Karte morgen wieder hin und fertig. Kann doch dein Leben nicht aufs Spiel setzen.“

„Bist du verrückt? Wer A sagt, muss auch B sagen. Außerdem komme ich eben von Tschapka, der wusste, dass wir heute in die Höhlen einsteigen. Er hat also keine Angst um uns. Er hat mir sogar eine Fackel mitgegeben, die keinen Ruß macht. Als wenn er befürchtet, dass uns jemand entdecken könnte.“

Nach kurzer Überlegungspause ergriff Corner wieder die Initiative. „Wer sollte uns entdecken, bevor mein Hund nicht ihn am Haken hat? Den will ich sehen! Wenn das alles höhere Gewalt ist, wie du sagst, was warten wir dann noch. Mehr Zeichen kann uns Neptun gar nicht geben.“

„Wenn schon, dann Pluto. Schließlich geht es die Tiefe der Erde und nicht ins Wasser“, belehrte in Poldi bestens gelaunt, weil es endlich losging.

„Hast ja recht, ein Wassereinbruch würde uns gerade noch fehlen. Suchen wir zuerst den Einstieg. Weißt du überhaupt, wie lange die Fackel Licht gibt? Hund! Hey, Blauer, wo steckst du denn? Wenn man ihn braucht, ist er nicht da.“

„Die Fackel? Nein, aber dein Hund hört gut. Wie aus der Hundeschule.“

„Deine Schule reicht mir. Er hat eben einen stärkeren Willen als ich.“

Sie ließen sich vom Baum herunter, schnappten beide ihre Rucksäcke und traten gut gelaunt ins warme Sonnenlicht.

„Ist das da vorn nicht dein Hund, Corner? Ich glaube, der ahnt, was wir vorhaben.“

„Der läuft nur, wenn er eine Spur hat. Entweder von etwas Fressbarem oder von einem wie uns.“

„Da hoffen wir mal auf das Erste, ich möchte hier oben eigentlich niemandem begegnen.“

„Hab mal Vertrauen, mein Hund macht das schon.“

Der felsige Weg wurde bald zu einem steinigem Steg, der sich über einen abschüssigen, mageren Wiesenhang schlängelte. Durchzogen von Karnickelbauten und besetzt von kleinen Heckenrosensträuchern und Ginsterbüschen. Während diese schon verblüht waren, bemühten sich die Röschen ein ums andere Mal, noch einen weiß-roten Duftpunkt zu setzen.

„Schön ist es hier oben“, schwärmte Corner, während er zurückblickte. Den Hund konnte das alles nicht ablenken. Er drängte sich durch ein verwachsenes Rosengebüsch und war den Blicken der Jungen wieder einmal entkommen.

„Komm raus hier, Blauer!“, rief ihm sein Hundechef energisch hinterher. Angekratzt kroch er nach mehrmaliger Ermahnung endlich schniefend heran.

„Schlechtes Gewissen, was?“, zog ihn Corner liebevoll an den Ohren.

„Was hat er denn im Maul?“, spottete Poldi. „Ein Stöckchen?“

„Mein Hund holt keine Stöckchen. Ich sage doch, der orientiert sich nur am Geschmack oder Geruch. Außerdem hat er kein Maul, der hat 'ne große Schnauze.“

„Ist aber ein Knüppel, dazu noch ein angebrannter.“

„Gib mal her! Na, nun gib schon!“, wurde Corner fordernder gegenüber dem verspielten Hund.

Nach einigem Gerangel gab der Blaue nach.

„Hm. Ein angebrannter Knüppel. Hund, du läufst aus dem Ruder.“

„Mensch, Corner, das ist eine Fackel. Dein Hund hat eine Fackel gefunden.“

„Sieht ganz so aus. Hier brauchte jemand Licht. Hund, du bist der Größte. Wenn jetzt in der Nähe noch der Höhleneingang ist, spendiere ich dir morgen eine Wurst. Los, wir müssen durch den Busch!“

Poldi folgte ihm auf dem Bauch, das angebrannte Holzstück dicht vor seiner Nase. „Corner, wir sollten leise sein. Das Holz riecht nicht nur verbrannt! Fass mal an, ist das nicht auch noch warm?“

„Was mein Hund in seiner Schnauze gehabt hat, ist immer warm und feucht. Aber das Schott geschlossen halten, ist auf jeden Fall besser.“

Inzwischen wusste Poldi, was damit gemeint war, aber er hätte auch so seinen Mund gehalten. Viel zu aufregend war die ganze Situation. Tatsächlich wuchs das Gebüsch bis in den Höhleneingang.

„Der wurde mal hineingeschlagen. Guck hier, alte Meißelspuren oder so was Ähnliches“, flüsterte Corner.

Das Erste, was sie neben der eintretenden Kühle spürten, war eine totale Stille. Kein Wind, kein Grillenzirpen oder Vogelzwitschern. Es war unheimlich.

Alles, was man sonst so nebenbei wahrnahm, war weg.

„Ist ja mausetot hier. Wie bei Flaute zur Nacht. Da merkt man erst einmal, was einem so fehlt, wenn es plötzlich nicht mehr da ist“, hauchte er noch ein bisschen leiser.

„Corner, der Philosoph. Oder hast du nur ein bisschen Bammel? Warte, ich hole mal die Fackel raus“, flüsterte nun auch Poldi. Einmal aus dem Gehäuse befreit, gab sie einen ständigen blassweißen Schein.

„Komisches Licht. Aber besser als keins. Viel sieht man ja nicht.“

„Ist doch völlig egal, Hauptsache, wir malen Pfeile an die Wand als Orientierung, damit wir wieder zurückfinden.“

Als Poldi den Stein zum ersten Strich ansetzen wollte, erblasste er. Da war schon einer. Frisch reingekratzt, wie er

am hellen Steinstaub erkennen konnte. „Corner, wir sind nicht allein. Was machen wir jetzt?“

„Ich hab dir doch gesagt, mein Hund geht nur auf Freschen und Menschen.“

„Lass den Quatsch! Hauen wir ab oder nicht.“

„Bleib ruhig Seemann, wir schwimmen ja noch!“ Corner legte Poldi die Hand auf die Schulter, wie man ein Pferd beruhigt, das sich ängstigt.

„Gut, da ist jemand vor uns. Vielleicht ist es auch mehr als einer. Sie wissen nichts von uns, wir aber von ihnen. Ihre Fackel stinkt, unsere nicht, und wir haben einen wohl-erzogenen Hund dabei. Der Weg zurück ist auch schon markiert. Was wollen wir mehr. Außerdem ist gar nicht raus, ob sie noch im Berg sind.“

„Okay, also weiter. Wollen doch mal sehen, wonach man in so einem alten Stollen alles suchen kann. Nach Gold w-möglich. Du, Corner, dann lass ich mir zwei Zahnecken ver-golden. Siehst du alt aus mit deiner einen Perlmuttercke.“

Der Weg war mühsam. Das Licht half ihnen zwar dabei, sich nicht den Kopf zu stoßen, aber gleichzeitig noch aufzu-passen, wohin sie traten, war schon viel verlangt. Die Stei-ne waren glatt und von der Stollendecke tropfte es ständig. Außerdem war sie mal höher, mal niedriger und auch ziem-lich kantig.

„Müssen verdammt kleine Menschen gewesen sein, unsere Vorfahren. Etwas bequemer hätten sie es uns schon machen können“, keuchte Poldi vor Aufregung.

„Wir sollten uns ein Beispiel an meinem Hund nehmen. Hund, lauf nicht so schnell! Warum der nicht stolpert, ist mir ein Rätsel. Hat ja noch nicht mal Licht.“

Poldi hatte eigentlich schon nach zwanzig Minuten die Faxen dicke, wie er Corner zu verstehen gab.

„Komm, noch bis zur nächsten Gabelung. Mal sehen, was uns dort erwartet“, ermutigte der ihn aber.

Das zog sich, und mit der Zeit hatten sich ihre Sinne dem Höhlenleben angepasst.

„Ist ja erstaunlich. Geht es dir auch so, Poldi? Ich bewege mich schon richtig sicher und sehe auch mehr. Wir werden Höhlenmenschen. Hoffentlich gibt es hier keine Höhlenbären.“

„Bärenschinken, das wäre gut. Oder wenigstens Bärenatzen. Die backt der Onkel manchmal. Na gut, er versucht es.“

„Bärenschinken, das kann heute noch was werden. Jedenfalls riecht es leicht verbrannt.“

„So ein Blödsinn. War doch nur Spaß, das mit dem Bärenschinken. Lass die Witze.“

„Nein, nein. Das stimmt. Unsere Fackelträger sind nicht weit.“

Vorsichtig betraten sie einen größeren Hohlraum, von dem fünf Wege abgingen. Einen Schein konnte man zum Glück aus keinem der Stollen wahrnehmen. Der Hund entschied sich aber sofort für einen bestimmten. An seiner Wand entdeckte Poldi auch wieder die eingeritzten Pfeile.

„Toll, dein Hund. Den trickst keiner aus.“

„Lob den nicht so. Das kriegt der mit und übertreibt dann wieder. Hund, du bleibst jetzt hier bei mir. Wollen selbst mal die Ohren ein wenig mehr aufsperrn, vor allem aber nicht stolpern oder fluchen.“

„Und nicht niesen“, fügte Poldi hinzu, indem er sich gegen einen drohenden Anfall die Nase rieb.

„Ist das wirklich Brandgeruch? Ich rieche nämlich im Moment gar nichts.“

Trotz der Vorsicht kamen sie gut voran und der Geruch nach kaltem Qualm wurde stärker. Als sie dann aber erstes Schlurfen von Schuhen vernahmen, duckten sie sich doch ängstlich in einen der zahlreichen blinden Stollen, die immer wieder den Hauptgang säumten.

Stimmen! Es waren deutlich zwei Männer auszumachen. Leise fing Corners Hund an zu knurren.

„Schnauze, Hund. Die gehen uns nichts an. Komm an Land, Poldi!“

„Warte noch! Die suchen doch was. Aber was? Vielleicht gibt es wirklich Gold, und die wissen, wo.“

„Nun wissen wir es ja auch. Lass uns morgen wieder herschleichen. Den Weg kennen wir ja.“ Corner hatte keine Lust mehr. Außerdem wurde ihm langsam kalt.

Ein Riesengepolter beendete jäh ihre Diskussion über Fortführung des Ausfluges oder Abschluss der Exkursion. Steine donnerten in die Tiefe und Menschen schrien kurz auf. Dann war wieder Totenstille, so als sei nie etwas passiert. Schlimmer konnte es für die heimlichen Lauscher nicht kommen: wegrennen oder helfen oder wenigstens nachsehen, ob geholfen werden konnte? Keiner hatte den Mut, das erste Wort zu sprechen, um damit einen Vorschlag zu machen.

Das wurde ihnen dann auch abgenommen, als sie tief aus dem Schacht ein vertrautes Hundegebell vernahmen. Den Blauen zwangen keine moralischen Skrupel zum Abwarten. Ganz im Gegenteil. Er hatte die Gunst der Stunde genutzt, als sein Herr abgelenkt war, und fegte kurzerhand hin zur Polterstelle.

„Der Hund ist fort. Hörst du ihn?“ Dumme Frage von Poldi. Natürlich hörte man den Hund, was sollte man denn sonst hier hören.

„Die Stimmen. Poldi, die Stimmen sind weg. Klingt ja furchtbar, so ein Bellen hier unten. Aber immer noch besser, als die Stimmen von vorhin. Ich glaube, die hat der Klabautermann geholt.“ Er traute sich als Erster aus der Nische.

„Corner, nur wegen der Richtigkeit. Pluto heißt der Mann. Hier unten holt sich Pluto die Seelen. Wollen es

aber nicht hoffen, dass er es getan hat. Oder doch? Lass uns sicherheitshalber nachsehen.“

Blass, aber mutig gingen sie mit ziemlich kurzen Schritten auf das Hundegebell zu.

„Blauer, bist du das?“, rief Poldi mit halber Stimme zittrig in den dunklen Gang hinein.

„Vielleicht ist es ja dein Pluto“, frotzelte Corner daraufhin.

„Ist doch auch ein schöner Hundename. Pluto, der Höhlenhund.“

Pluto oder Blauer, die Bellstimme wurde jedenfalls um einige Grade höher, fast jauchzend. Sicher wartete der Ausreißer auf baldiges Lob von seinem Herrn. Doch die hatten andere Sorgen, als auf den gut gelaunten Hund einzugehen.

Was sie sahen, war wenig erfreulich.

Der Schacht war komplett eingestürzt und bis zur Decke hoch gefüllt mit Geröll. Noch schlimmer war: Es rieselte vor ihnen immer noch aus allen Spalten. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass noch nicht alles vorbei war.

Plötzlich begann der Berg wieder zu grollen.

So schnell hatte Corner seinen Hund noch nicht flüchten sehen.

„Los, weg!“, stürzte die Aufforderung aus beiden Jungenkehlen gleichzeitig.

Sie stürmten den Stollen zurück, fielen hin, rappelten sich wieder auf, stolperten wieder und rannten oder krochen auf Händen und Füßen. Hinter ihnen krachte der Berg in sich zusammen.

Als der Hund endlich stehen blieb, hielten sie auch inne.

Poldi grinste im blassen Schein der Fackel: „Deinem Hund beben ja die Flanken. Ich glaube, der hat Angst.“

„Äh! Der zittert öfter. Auf den kannst du dich verlassen. Hast ja gesehen. So ein Hund spürt die Gefahr eben schnell-

ler als wir. Braver Hund, bekommst noch eine Wurst. Wo wir gerade über Angst reden, Poldi, dein Sprint war auch nicht von schlechten Eltern. Leider hat keiner die Zeit genommen.“

„Angst, ph! Sag mir lieber, wo wir hier sind. Dann bekommst du von mir eine Wurst. Die kannst du dir dann mit deinem Hund teilen.“

Tatsächlich standen sie vor einer Wand, die sich breit und breiter nach rechts in eine Höhle verwandelte. Da die Fackel nur noch wenig Licht spendete, konnten sie im ersten Moment das gesamte Ausmaß nicht erkennen. Bald wurde es ihnen aber klar: Ihre Flucht endete hier.

„Corner, diese Höhle ist nicht von Bergleuten gehauen. Guck mal an der Decke, die Gebilde, die sind älter als 500 Jahre. Das waren Höhlenmenschen, was denkst du?“

„Keine Ahnung, war noch nie einer und ich will auch keiner werden. Los komm, wir müssen schnellstens wieder hier raus, bevor die Funzel völlig ihren Geist aufgibt. Lass uns die Pfeile suchen.“

„Gut, gehen wir zurück, dann müssen wir ja an die Gabelung der fünf Wege kommen. Da werden wir sie schon finden.“

Sie gingen weiter an der Höhlenwand entlang, immer in der Hoffnung, dass ihr Eingang bald wieder zum Ausgang werden würde. Vorher machte die aber einen Bogen nach links und wurde so hoch, dass der Lichtschein nicht mehr bis zur Decke gelangen konnte.

„Gewaltig. Eine richtige Kuppel wie in Kirchen oder Gebetshäusern“, staunte Poldi.

„Du wirst gleich noch mehr staunen, wenn ich dir sage, was ich sehe.“ Corner drehte ihn in eine bestimmte Richtung. „Siehst du dasselbe wie ich?“

„Das kannst du annehmen.“

Beinahe stumm vor Schreck standen sie, die Fackel in

der zitternden Hand. Die ganze Wand war, so weit der Lichtschein reichte, aus Steinkammern aufgebaut. In ihnen lagen, fein säuberlich aufgeschichtet, Totenköpfe und Knochen verschiedener Größe.

„Ein Friedhof! Wenn das unser Lehrer sehen könnte.“

„Wie kann man jetzt an Schule denken. Mir geht die Muffe und du strebst nach Höherem. Los, komm raus!“, bat Corner mit schwacher Stimme.

„Warte doch mal. Einmal kann man doch anfassen. Die sind auf jeden Fall nicht so gefährlich, wie die beiden Gestalten von vorhin ... und schon viel länger tot.“

„Poldi, darüber macht man keine Scherze. Ob die gefährlich waren, wissen wir doch gar nicht. Wenn bei uns einer über Bord ging, wurde wenigstens eine Schweigeminute eingehalten.“ Er wollte Poldi von der Wand wegziehen, um diesen Totenort nicht zu entweihen, dabei rutschte er aus und fiel nun selbst vornüber in das Knochengebirg. Das hatte lange keine derartige Berührung mehr verspürt und kullerte in schaurigem Getöse auf die beiden zu. Da saßen sie nun starr auf ihren Hosenböden und waren nur noch davon beseelt, schnellstens hier rauszukommen.

„Poldi, spürst du was?“, flüsterte Corner zaghaft.

„Ja, meinen Hintern. Ich will gar nicht wissen, worauf ich sitze.“

„Da nehmen wir uns nichts. Nein, der Leichtmatrose spürt ein Windchen. Ich sage dir, wenn man eine lange Flaute hinter sich hat, spürt man jedes Lüftchen. Und ich spüre eins. Genau von da, wo eben noch unsere knöchernen Bewacher lagen.“

„Na ja, da ist doch aber Fels. Lass uns den Weg zurück nehmen.“

„Wo Luft ist, ist auch bald Licht. Erst mal den kürzeren Weg wagen. Schieb mich mal hier hoch.“ Er ergriff einen festen Gegenstand, von dem er annahm, dass es ein ein-

geklemmter Knochen war. Mit aller Kraft zog er sich an ihm hoch, um dem Luftzug näher zu kommen.

Doch plötzlich gab er nach und Corner fiel diesmal rücklings in den Knochenberg. Zum Glück war der so locker, dass der Sturz ohne große Blessuren abging. Noch während er so verduzt dasaß, rollten Steinbrocken aus der Wand auf ihn herab und gaben ein Loch frei. Nicht so groß, dass man durchkriechen konnte, aber Luft und Licht flossen reichlich in ihr dunkles Gewölbe.

„Corner!“, rief Poldi besorgt. „Was machst du? Hast du dir was gebrochen?“

„Von wegen Goldgräber. Das ist ganz normaler Bimsstein. Damit haben wir das Deck geschrubbt. Zum Glück, kann ich nur sagen, sonst sähe ich jetzt wirklich anders aus. Heb mal an! Na, leicht, was? Schwimmt sogar. Sind Gasblasen eingeschlossen.“

„Eine Bimssteinhöhle. Klar, davon habe ich schon gehört. Die soll es hier oben geben. War ja mal ein Vulkan, dieser Berg.“

„Na, dann los! Kratzen wir den Dreck weg und raus hier!“

„Corner, ich glaube, da brauchen wir uns gar nicht so anzustrengen. Wir haben ja einen Fährtenhund.“

Der war so froh, dass endlich wieder etwas passierte. Er scharrte eifriger, als es die Jungen je gekonnt hätten. Erst mit den Vorderpfoten, dann mit den Hinterläufen, um sich wieder von dem Dreckberg zu befreien, den er gerade aufgeschichtet hatte. Nach circa zwanzig Minuten hatten sie sich so gemeinsam einen Schacht hoch zum Luftloch gegraben, durch den sie ihren Kopf ins Freie stecken konnten.

„Mensch, Corner, wir sind wieder draußen. Heute können wir noch die Abendsonne genießen, wirst es sehen.“

„Poldi, ich staune immer wieder, wie du der schrecklichsten Situation schöne Seiten abgewinnen kannst. Hast du mal nach unten gesehen? Siehst du dort überhaupt et-

was? Nichts. Stimmts? Deine Vorfahren haben es uns nicht leicht gemacht.“

Tatsächlich führte kein Weg nach unten. Einzig über ihnen hingen bis auf einen kleinen Felsvorsprung, den sie kriechend erreichen konnten, kräftige Baumwurzeln herunter.

„Lianen. Was für Affen. Ob die uns aushalten“, zweifelte Poldi.

„Keine Angst. Haben sicher schon vielen Stürmen standgehalten. Ich gehe zuerst in die Wanten. Steck den Hund mit zwei Beinen in je einen Rucksack und binde sie zusammen. So ziehe ich ihn nach.“

Corners Hund war beleidigt, dass sein Herr ohne ihn die Wand erklomm, und ließ alles mit sich geschehen.

„Was ist das: hängt an der Wand und bellt? Na? Ein Hund im Rucksack. Wenn ich das jemandem erzähle, der denkt, ich mache Witze“, grinste Poldi entspannt über die einmalige Situation.

Wie eine Katze, die ihr Leben nichts weiter gemacht hat, nahm der Schiffsjunge Corner an den Wurzeln entlang die Felswand.

Schon nach kurzer Zeit war er Poldis Blicken entschwunden. Doch dann hörte er schon sein: „Entern!“, und ein Seil fiel herunter.

Das nahm seinen Weg noch zweimal. Dann waren sie wieder zusammen, und eine Ewigkeit passierte nichts. Nur der Hund schmatzte und leckte seine Pfoten, als wolle er aber auch jede Erinnerung an diesen Tag auslöschen.

„Kannst du schon wieder?“, fragte Poldi.

„Muss. Komm, wir gehen. Mir reicht's für heute.“

Langsam und noch ein wenig benommen setzten sie ihre Füße in Bewegung. Unter einer einzeln stehenden Eiche setzten sie sich noch einmal, um zu verschlafen. Die Abendsonne schien rotgolden gegen die Felsspitze, zu

deren Füßen sie es sich auf einer sattgrünen Grasmatte bequem gemacht hatten. Ganz so, wie es sich Poldi, der romantische Träumer, nach diesem aufregenden Tag gewünscht hatte.

Angelehnt an den warmen, tief zerfurchten, trockenen Stamm sprach er den folgenschweren Satz: „Corner, wir sollten Blutsbrüderschaft schwören. Jetzt hier oben.“

Stille. Corner kramte nur in seinem Rucksack. „Gut. Nehmen wir diesen Dolch.“

„Seit wann hast du denn den?“

„Was weiß ich. Habe mich mit ihm frei gegraben und dann eingesteckt. Erst dachte ich, das sei ein Knochen. Loslassen wollte ich ihn seitdem nicht mehr. Genau wie vorige Woche die Karte.“

„Sieht ja toll aus. Würde ich auch nicht mehr hergeben.“ Poldi hielt ihn gegen die Abendsonne. „Die Klinge ist scharf und blitzsauber. Hast sie wohl mit Bimsstein geputzt?“

„Ich habe gar nichts gemacht. Sie ist, wie sie ist.“

„Ist ja schon gut. Man wird sich doch mal wundern können.“

Beide umfassten mit der rechten Hand die Klinge. Sie drückten die Finger, aufgewühlt, wie sie waren, so sehr zusammen, dass es ihnen schien, als liefe Blut warm über ihre Handgelenke.

„Wir wollen Brüder sein, immer“, sagte Poldi.

Corner ergänzte: „Jeder soll nur glücklich sein, wenn der andere es auch ist. Außerdem lass uns schwören, dass wir von all dem niemandem etwas sagen.“

„Auch dieser Platz bleibt unser Geheimnis.“

„So sei es“, schloss Corner den Schwur und nahm den Dolch.

Auch er hielt ihn gegen die Abendsonne. Er blitzte und war ganz sauber. Kein Blut war mehr auf ihm und an den Jungenhänden zu sehen.

Er stieß ihn mit voller Wucht in den Boden. So oder so ähnlich hatte er das mal auf dem Schiff gesehen. Es sollte das Ritual bestärken.

Beide waren von diesem Augenblick stark ergriffen. Dazu kam, dass die Abendsonne den reichlich verzierten Knauf des Dolches in tiefes Rot tauchte. Halb geblendet, halb im Traum erkannte Corner in eben dieser Verzierung das Zeichen vom Buchrücken wieder: ein grünes Auge mit einer blauen Fontäne in der Pupille.

„Mein Muttermal! Das ist doch nicht möglich!“, waren seine letzten Worte, bevor er in Ohnmacht fiel.

„Hey, Bruder, Höhlenkoller, oder was? Keine Nerven, der Junge!“ Er zog den Dolch aus dem Boden, um Corner mit der Klinge die Stirn zu kühlen. Dabei kam er wohl an das Knaufende. Es öffnete sich und heraus liefen etwa zwei Fingerhut voll bläulichen Wassers über Corners Stirn in seine Augen.

Nach kurzer Zeit öffnete er sie wieder: „Guten Morgen, Poldi. Wie geht es dir?“

„Du machst mir Spaß. Fällst wie ein Mädchen theaterreif um. So was kannst du mit mir nicht machen. Wie soll ich dich von hier runterbringen? Dein Hund war auch völlig verstört. Das war in unserem Stück nicht vorgesehen.“

„Ich will dir gleich sagen, was nicht vorgesehen ist. Hast du das Zeichen auf dem Dolchknauf gesehen?“

„Da ist kein Zeichen, nur hübsche Verzierungen. Hier, guck!“ Er hielt ihm den Dolch vor die Nase. „Vergrab den Dolch hier. In der Not wollen wir ihn holen. Wenn einer Hilfe braucht. Im Moment will ich ihn nicht mehr sehen.“

„Gut. Verstecken wir ihn unter dieser Baumwurzel.“ Poldi griff tief in das Erdreich unter dem alten Stamm und drückte das schöne geheimnisvolle Stück dort hinein. „Aber was hat dir denn nur solchen Schrecken eingejagt?“ Er bemühte sich jetzt ernsthafter um die Sorgen seines Freundes.

„Hast du wirklich kein grünes Auge mit einer blauen Fontäne gesehen?“

„Nichts, mein Lieber. Hier ist nichts und hier war nichts. Du bist überanstrengt. Wir waren eben zu lange im Finstern.“

„Ja und nein. Irgendwas ist hier im Gange. Erst die Karte und nun der Dolch. Wir müssen wieder in die Bibliothek. Ich muss den Alten was fragen. Die Karte wird er ja wohl auch vermissen.“

„Da gehe ich nicht mit hin!“

„Poldi ... Brüder!“

„Okay, ist ja schon gut. Dich kann man sowieso nirgendwo allein hinlassen. Klaut Karten und sieht Bilder, wo keine sind“, foppte er ihn und sorgte so wieder für gute Laune. „Aber ein bisschen recht hast du schon. In dem Dolchknauf waren ein paar Tropfen blaues Wasser. Muss ja irre alt gewesen sein. Ich habe es dir auf die Stirn geträufelt. Da bist du wieder aufgewacht.“

Kaputt, aber bestens drauf begaben sich die drei endlich wieder zurück.

Das Vermächtnis des Bibliothekars

Schon am nächsten Tag wollten sie die geklaute Karte wieder in der Bibliothek abgeben. Vielleicht ging das ja ohne großes Aufsehen. Lust hatte Poldi darauf nicht, aber versprochen war versprochen, erst recht bei Blutsbrüdern, die sie nun waren.

Er war schon auf dem Weg in die Stadt, da hörte er den Onkel rufen: „Poldi, unser Hamster ist krank. Ich fürchte, du wirst mir heute zur Hand gehen müssen!“

„Auch das noch!“, stöhnte der. „Immer wenn man es am wenigsten braucht, fällt die Technik aus.“

Vor einigen Monaten hatte er den Onkel dazu überredet, für den Hamster doch ein Minidiktiergerät mit Abspielfunktion herzustellen. Dann könnte der ihn den ganzen Tag begleiten und die ständigen Selbstgespräche aufnehmen. Am nächsten Tag würde der Onkel ihn dann abhören und wüsste ganz genau, womit er sich beschäftigt hatte. Auf diese Weise hätte Poldi mehr Zeit für sich. Das sah der Onkel ein.

„Keine schlechte Idee“, sagte er, „aber der Hamster muss das freiwillig machen.“

Deshalb nähte Poldi dem ständig missgelaunten Tier ein Basecap, wie er es selbst trug. Das sollte die Minitechnik aufnehmen. Das Basecap war seine erste Erfindung, die wegen ihrer Möglichkeit, den Schirm mal so oder so zu tragen, allgemein neidische Blicke hervorrief. Wenn er seinem Hamster so ein Teil zukommen ließe, wäre das ja nicht gegen die Regeln, dass sie kein anderer Mensch tragen dürfe.

„Einmal Hamster, immer Hamster“, dachte er sich. „Putzt dich wie die eitle Katze. Wird schon was hermachen bei dir.“

Er hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatte er dem kleinen Stänker die Mütze angepasst, wurde der auch schon ein Stück größer. „Na also. Nun müssen wir dich nur noch etwas abrichten. Wird wohl kein Problem bei dir kleinem, gewitztem Strolch“, sagte er sich.

Und siehe, seine Laune wurde besser, je mehr Poldi sich mit ihm abgab.

Damit er verstand, wann er sich beim Onkel einzufinden hatte, begann es mit dem Einschalten in seinen Hamsterbacken angenehm zu krabbeln, als wenn Erbsen hin- und herrollten. Außerdem leuchtete noch ein kleines blaues Lämpchen an seinem Schwanzende als Kontrolle auf. Mehr ging wirklich nicht. Jetzt war er der Größte unter dem Nussbaum.

Doch nun lag er da, der fleißige kleine Freund, hingestreckt in der Sonne. Das Lämpchen brannte, also hatte der Onkel ihn in Funktion.

„Was ihm nur fehlt?“, fragte sich Poldi ungeduldig. Er wusste, dass sein Hamster beim Onkel manchmal schlechte Laune hatte. Das lag daran, dass das Gerät bei der Wiedergabe stotterte. Eine Ameise war bei der Herstellung des Chips über die Leiterplatte gelaufen und hatte sie verunreinigt.

„Würde mich auch nerven, wenn es hinter meinem Ohr ständig stottert. Ist aber noch lange kein Grund, krank zu werden. Verdirbt mir den ganzen Tag. Wie soll ich das Corner erklären? Liegt da in der Sonne, halb tot.“ Mitleidig betrachtete Poldi das kranke Tier, als es sich plötzlich kratzte. Ameisen.

Auch der Hamster konnte keine Ameisen leiden. Das interessierte die aber nicht, und so marschierten sie über ihn

hinweg. Als Kratzen nicht mehr half, versuchte er, sich die Plagegeister aus dem Gesicht zu pusteln.

„Tja, mein Lieber, so lange darf man bei denen nicht auf der Stelle liegen bleiben. Daran hast du bei deinen Krankheitsvorbereitungen nicht gedacht. Wolltest wohl mal einige Tage Pause machen. Ich bin ja auch noch da, was? Na, dir werde ich helfen!“

Er packte das *krank*e Tier in seine Tasche und erklärte dem Onkel, dass es besser sei, wenn er ihn zum Tierarzt bringe.

„Ist es doch so schlimm? Dann stell mir bitte noch den Herd ein, damit du schöne frische Bärenatzen essen kannst, wenn du wieder da bist.“

Poldi tat, wie ihm geheißen, und konnte so seinen wichtigen Termin in der Bibliothek einhalten. „Hoffentlich herrscht beim Tierarzt nicht wieder Hochbetrieb.“

Die Tierarztpraxis war sinnigerweise im Zoo untergebracht. Ein Patent des Zoodirektors. So mussten alle Patienten Eintritt bezahlen. Dafür wurden aber auch die ausgefallensten Krankheiten behandelt und Wünsche erfüllt.

Als Poldi mit seinem Hamster die Praxis betrat, wurden gerade gut zwei Handvoll Hühnerküken die Füße ausgemessen. Aufgeregt piepsten sie im Wartezimmer herum. Krank sahen die nicht aus.

Da erklärte die Bäuerin, dass die Mutterglucke ein Habicht für seine Jungen als Frühstück geholt hatte. Deshalb zog eine Entenmutter nun die kleinen Küken gemeinsam mit ihren Entchen auf.

Das ging auch alles gut, bis es sie zum ersten Mal zum Teich zog. Aus lauter Mutterliebe rief sie alle ihre Küken, ihr zu folgen. Die Entenküken sprangen auch sofort mopsfidel hinterher und ruderten mit voller Kraft auf ihre Mutter zu. Die Hühnerküken folgten genauso mutig, nur rudern konnten sie nicht. Das hatte ihnen vorher keiner gesagt.

Es geschah, was passieren musste, sie gingen allesamt unter.

Mit letzter Kraft gelang es der Geflügelhofbesitzerin, zwölf von vierzehn Hühnerküken vor dem Ertrinken zu retten.

Da es so nicht weitergehen konnte, musste Abhilfe geschaffen werden. Also erfand sie mobile Schwimmflossen für Hühnerküken. Sie hatte sich gedacht: „Warum sollen nur Menschen Flossen zum besseren Schwimmen benutzen?“

Befestigen konnte sie diese aber nicht allein. Dafür gab es schließlich einen Tierarzt, der das Problem hühnerfreundlich löste. Wundern tat er sich über diesen Auftrag nicht. In Kapriolien wundert man sich nicht über verrückte Einfälle. Höchstens, wenn einem mal nichts einfiel.

Als nächster Patient wurde ein Schaf gegen Depressionen behandelt. Es fühlte sich einsam und blökte deshalb zum Leidwesen seines Halters den ganzen Tag. Dem schmerzten die Ohren und sein Herz. So konnte es nicht weitergehen, für ein weiteres Schaf war aber die Wiese zu klein. Deshalb entwickelte er eine Schafblökstimme, wie man das von Teddybären kannte. Drückte man drauf, gab sie nach dem Loslassen ihre Laute zum Besten. Da dieses Schaf beim Blöken immer seinen Kopf in den Nacken warf, drückte es eine dort befindliche Speckfalte ordentlich zusammen.

„Lass uns da in der Wolle die Stimme unterbringen, dann wird es, wenn es nach dem Blöken seinen Kopf wieder runternimmt, als Antwort das andere Schaf hören“, empfahl ihm der Tierarzt.

Stolz auf sein Patent, eine Art Selbstgesprächautomat für Schafe, verließ der Erfinder mit seinem Tier die Praxis.

Bevor Poldi mit seinem Hamster aufgerufen wurde, musste einer Katze noch eine Sonnenbrille angepasst wer-

den. Sie hatte sich über die Jahre beim Mausefang in einer dunklen Scheune die Augen dermaßen überanstrengt, dass sie am Tage vom grellen Sonnenlicht Kopfschmerzen bekam. Da blieb nur die Entscheidung, für immer in der Scheune zu bleiben oder mit einer Sonnenbrille zu leben.

Der Katzenliebhaber entwickelte also eine Katzensonnenbrille, auch in der Hoffnung, damit noch manch anderem geplagten Tier helfen zu können. Stolz auf die hübsche Sehhilfe schritten beide durch das Wartezimmer nach draußen.

„Na, kleiner Hamster, was fehlt uns denn?“, begann der Tierarzt, wie das Ärzte immer so machen, die Unterhaltung mit Poldi.

„Ich glaube, Sie werden ihn operieren müssen, Herr Doktor.“

Der stutzte kurz, dass ein Halbwüchsiger ihm gute Ratschläge geben wollte, bemerkte dann aber ein Zwinkern in Poldis Augen.

„Legen wir ihn doch erst einmal auf den Behandlungstisch.“ Er beklopfte ihn, drückte hier und da, zuletzt durchleuchtete er ihn noch. „Das sieht nicht gut aus. Hier werden wir wohl zwei Wochen Bettruhe verordnen müssen.“

Das lag aber gar nicht in Poldis Interesse.

Während nun der Arzt im Spaß aus seinem Medikamentenschrank die passende Medizin herausuchte, beobachtete Poldi, wie sich sein Hamster wohlig auf dem Operationstisch rekelte und dabei mit einem Auge alles genauestens beobachtete.

„So ein Spitzbube. Zieht die Nummer gnadenlos durch. Na warte!“ Zum Doktor gewandt schwindelte er: „Das wird nicht viel nutzen. Er liegt schon über vierzehn Tage auf dem Sofa und klagt über Bauchschmerzen.“

„So, über Bauchschmerzen. Dann schauen wir doch mal genauer, was uns fehlen könnte. Aber ich spüre gerade,

deinem Hamster fehlt nichts, er hat eher etwas zu viel. Zu viele Erbsen genascht, würde ich sagen. In diesem Falle verordne ich eine zehntägige zuckerfreie Haferflockendiät und viel Bewegung.“

Damit war das Problem „Hamster“ aus der Welt geschafft. Seine Blicke baten Poldi inständig, dem Onkel nichts von der Diät zu erzählen, dann hätte er auch jeden Wunsch bei ihm frei.

An der Bibliothek angekommen saß Corner schon vor der Tür.

„Bist ja pünktlicher als in der Schule. Warum gehst du nicht rein? Du weißt doch, dass ich gar nicht so heiß auf eine Begegnung mit dem Alten bin.“

„Würde ich schon, aber es geht nicht. Wer weiß, ob wir ihm überhaupt begegnen werden. Ich habe so ein dummes Gefühl.“

„Nicht schon wieder, Corner. Dann fällst du um, wie unter der Eiche. Gut, Wasser haben wir hier genug, um dich wach zu kriegen.“ Damit sprang er in eine Pfütze, sodass sein Freund einen ordentlichen Guss abbekam.

„Lass das. Die Lage könnte wirklich ernst sein. Noch nie war die Bibliothek verschlossen. Heute ist sie es. Was sage ich. Zugerammelt ist die. Alle Fenster zu. Keine Maus kommt hier rein. Außer da oben, sein Turmzimmer. Das ist nicht verbrettert, dafür ist eine Scheibe kaputt. Wie ich den Alten kenne, wäre ihm das in seinem Heiligtum nie passiert.“

„Hm, allerdings merkwürdig.“ Poldi wurde nachdenklich.

„Na, hoffentlich ist ihm nichts passiert“, ängstigte er sich nun auch.

„Sag ich doch. Los, wir müssen hier rein.“

„Warte noch. Wir werden Leute bitten, uns zu helfen. Allein bekommen wir die Tür nicht auf.“

„Poldi, bist du verrückt? Was sollen wir denen denn sagen? Dass ich eine geklaute Karte zurückbringen will? Wenn der nun einem Aufstand macht. Da sehe ich nicht gut aus in der Öffentlichkeit. *So leichtfertig soll man seinen Namen nicht in den Wind hängen*, hat unser Bootsmann immer gesagt. Lass dir was anderes einfallen.“

„Wenn du mich so herausforderst, muss ich ja wohl“, tat er sehr überlegen und kramte aus seinem Rucksack den Hamster hervor. Der guckte schon wieder ganz munter in die Sonne, dazu streichelte ihn sein Freund Poldi besonders zärtlich. „Sieh hier. Extra für so einen Fall habe ich mir vom Onkel heute den Hamster ausgeborgt. Ihn schicken wir durch die Kanalisation in die Räume der Bibliothek. Der nimmt alle Geräusche auf, denen er dort auf die Schliche kommen kann. Und sei es das leiseste Atmen. Wenn noch jemand atmet.“

„Mal den Teufel nicht an die Wand. Aber ein Genie bist du doch. Ich wusste es.“

Als der kleine Schwerenöter mitbekam, was man von ihm verlangte, wollte er sich schon wieder tot stellen, aber bei Poldi hatte das keinen Zweck. Außerdem erinnerte er sich wohl an sein gegebenes Versprechen, ihm zu helfen, wenn er die qualvolle Diät nur nicht durchführen musste. Aber er schüttelte sich angewidert, als er mit der Nase in den Abfluss gestupst wurde. Wenn Poldi jetzt Hamstergedanken hätte lesen können ...

„Brrr! Durch die Gosse! Nur weil man nicht hungern möchte. So stinkt es sicher noch nicht einmal bei meinem Urgroßvater, dem Feldhamster, wenn der zur Frühlingszeit das erste Mal seinen Bau lüftet.“

Poldi nahm das als Zustimmung. So wie sich ein Hund schüttelt, wenn er Stress bei einer Aufgabe empfindet.

„Also, mach dich hier durch.“ Er stellte den Sender auf Empfang und gab dem Hamster einen kleinen Klaps, wo-

durch er polternd durch das Rohr fiel. „Kann ja keiner wissen, dass es gleich so steil bergab geht“, entschuldigte er sich mit einem freundlichen Ruf hinterher.

Nach einer Stunde kratzte es an der Rückseite des Hauses. Ein Ausgangsrohr war wohl verstopft.

„Was kratzt denn da, es wird doch keine Ratte sein?“

Poldi lachte Corner an. „Ein bisschen Angst kann unserem Rohrputzer nicht schaden.“

„Los, hör ihn schon ab!“, drängte Corner, der für Poldis Scherze keinen Nerv hatte. „Nicht, dass wir zu spät kommen.“

„Wir machen ja schon“, entgegnete der, indem er den Hamster gründlich in der Pfütze reinigte. Das war die zweite Zumutung für ihn. Zuerst der Gestank und jetzt noch Wasser. Er kam vor Niesen nicht zum Fluchen. Poldi stellte ihn auf Empfang, aber es kam nichts, kein Geräusch, nichts.

„Gibt es doch nicht“, flüsterte Corner. „Ist es vielleicht defekt, dein Horchgerät?“

„Still, ich höre doch was!“

„Ja, dein Hamster atmet schwer.“

„Rede dem so was nicht ein. Der bekommt es fertig und simuliert das nächste Mal einen Asthmaanfall.“

„Wenn das nicht dein Hamster ist, dann stöhnt hier einer. Hör mal genau hin.“

Tatsächlich. Auch Poldi konnte ein leises Stöhnen vernehmen. Von wem, wenn nicht von dem alten Bibliothekar, sollte das wohl kommen. Jetzt hieß es schnell handeln.

„Lass uns überlegen“, sann Corner.

„Vielleicht hat der alte Fuchs deshalb von innen alles zugemauert, weil er ahnte, dass er unfreundlichen Besuch bekommen wird.“

„Wie es scheint, hat ihm das aber nichts genutzt. Hier ist jemand reingekommen, ohne die Tür zu öffnen. Ein Zauberer?“

„Mehr ein guter Beobachter. Was ist in dem Nachbargebäude?“

„Oooch, nur eine stillgelegte Parkettfabrik“, überlegte Poldi.

„Der Erfinder des Parketts ging pleite, als ein anderer aus Laminat etwas Ähnliches viel billiger herstellte. So ist das bei uns mit den Erfindungen. Du musst immer am Ball bleiben. Hat aber auch sein Gutes, denn die Eichen und Buchen bleiben so länger erhalten.“

„Poldi, ich wollte keine Ansprache hören. Nur die klare Aussage: Da ist keiner. Wenn das so ist, müssen wir da durch in dieses Haus. Ich bin überzeugt, vor uns hatte schon einer die Idee.“

Es war tatsächlich eine verlassene Fabrik. Sie stand offen und war vollgestellt mit alten Maschinen. Schnell drangen sie bis zum Keller vor. Das spärliche Licht, das durch die verdreckten Kellerfenster fiel, gab allem ein gespenstisches Aussehen. Vor Aufregung sprachen sie kein Wort. Die Richtung zur gemeinsamen Wand mit der Bibliothek hatten sie sich beide gut eingeprägt.

Als sie davorstanden, wurde ihr Verdacht Gewissheit.

„Dieser Durchbruch ist ganz frisch. Hier riecht es ja regelrecht noch nach Mörtelstaub. Mensch Poldi, hoffentlich lebt der alte Mann noch. Ich habe ein richtig schlechtes Gewissen. Es kann ja auch möglich sein, dass er Ärger wegen der fehlenden Karte bekommen hat.“

„Lamentier hier nicht rum. Dazu ist es jetzt zu spät. Gleich haben wir ihn, dann werden wir sehen.“ Er nahm seinen Hamster aus dem Rucksack, weil der sich in dunklen Gängen besser orientieren konnte als sie: „Also zeig, was du kannst!“

Natürlich verstand er Poldis Aufforderung nicht so direkt, aber wo sich ein Mensch aufhielt, das konnte er recht gut riechen. Außerdem müsste er ja schon einmal in seiner

Nähe gewesen sein, sollten die Stöhngeräusche von ihm stammen.

Die kleinen flinken Hamsterbeine rannten und stolpernten in einem Tempo über Kellerdeck, alte Bretter, Bücher und ausrangierte Möbel, dass die beiden Jungen froh waren, als sie endlich, ohne den Anschluss zu verlieren, vor einer verschlossenen Tür ankamen.

Der Hamster war schon drunter durch.

„Was nun?“, dachten beide, als sie aus diesem Raum deutliches Stöhnen hörten.

Aber noch während sie sich nach einem Stemmeisen oder etwas Ähnlichem umsahen, hörten sie ein Schlurfen aus dem verschlossenen Raum. Gleich darauf öffnete sich die Tür, und im staubigen Halbdunkel stand eine armselige kleine alte Gestalt vor ihnen, dem Bibliothekar bestenfalls ähnlich. Aber er war es.

Als er die Jungen sah, richtete er sich ganz auf und sprach sie in würdevoller Haltung an: „Es ist gut, dass ihr mir euren Hamster geschickt habt. Bis ich mich allein aus den Schlingen befreit hätte, wären wohl noch einige Hungertage ins Land gegangen.“

„Was machen Sie eigentlich hier?“, fragte Poldi unbeholfen.

Darauf konnte sich der Alte ein Grinsen nicht verkneifen. „Ich habe auf euren Hamster gewartet. Ein kluges Tier. Hat mir meine Fessel ruckzuck durchgenagt. Der Rest ging dann allein. Nun kamt ihr. Seht ihr diesen Schlüssel? Es ist ein General, der öffnet alle Türen in der Bibliothek. Den hatten die beiden, die mich hier zum Sterben abgelegt hatten, übersehen. Hinter so einem Bart lässt sich eben manches verstecken. Waren auch sonst nicht die Klügsten.“

Während er so sprach, blies er dem Hamster das Fell sauber, entstaubte sich und strich seinen langen weißen Bart glatt.

„Doch nun zu euch. Was führt euch zu mir?“

„Es war verschlossen, da wollte ich mal sehen, warum“, plauderte Corner drauflos.

„Aha. Sehen, was los ist. Mit dir, junger Freund, muss ich sowieso reden. Lass uns nur erst ins Turmzimmer gehen. Dort wird sich noch Limonade für euch finden. Mir täte ein Kaffee jetzt auch gut. Vielleicht kocht mir der junge Herr Zweistein einen, er versorgt seinen Onkel ja auch mit dem Nötigsten.“

„Woher wissen Sie denn, wer ich bin? Ich war doch noch nie bei Ihnen?“

„Ach, ihr jungen Leute müsst doch nicht alles wissen. Wollt doch noch was lernen im Leben. Habt erst einmal vielen Dank für die Rettung und nun folgt mir ins Turmzimmer.“

Als sie die ersten Schritte gegangen waren, fragte er noch: „Was knurrt denn hier eigentlich so?“

„Das ist mein Hamster“, gab Poldi zurück, „der hält augenblicklich Diät. Davon rumort sein Magen.“

Corner war der Weg ins Turmzimmer geläufig. Er hätte die Schritte im Dunkeln gehen können.

Für Poldi war es neu. So viele Bücher. Ganze Schränke voll. Er kannte nur seine Schulbücher. Ansonsten arbeitete er aus dem Kopf, mit eigenen Ideen eben und mit Zweisteins Notizbuch. „Wie kann man hier seine Tage verbringen? Alles zu lesen schafft Corner doch im Leben nicht“, dachte er sich.

Das Turmzimmer machte auf Corner einen unordentlichen, beinahe chaotischen Eindruck. So hatte er es noch nie gesehen. „Ist wohl ein Schwarm Krähen reingestürzt, was?“, fragte er scherzhaft, aber mit Sorge in der Stimme.

„Krähen waren es schon, aber nur zwei. Nimm mir mal die Limonade ab. Während dein Freund Poldi mir einen Kaffee kocht, werden wir zwei abrechnen.“ Das klang nicht

gut für Corner. Wie hatte er auch so dumm sein und ein Feuer legen können?

„Ich wollte Sie nur besuchen hier oben. Ehrlich. Das mit der Zeitung war ein Versehen. Ich hatte die Fenster wohl zu gut geputzt. Konnte ich wissen, dass sie gleich Feuer fängt?“

„Wir haben es ja löschen können. Die Glaslinse liegt dort auf meinem Schreibtisch, sie wird dir noch bessere Dienste tun. Ich habe sie entfernt, damit nicht wieder so ein Versehen passiert.“ Dann fasste er den Jungen ganz fest ins Auge, wie es Corner von seinem alten Kapitän kannte, wenn der ihn zur Rede stellte. „Vor langer Zeit wurde mir gedeutet, dass einmal in meiner Bibliothek ein Feuer ausbrechen wird. Um das zu verhindern, habe ich eine Sprinkleranlage einbauen lassen. Du hast mich zwar überlistet, kannst aber von dieser Verheißung nichts wissen, denn dazu bist du zu jung. Oder hat es dir jemand befohlen?“

„N...nein, bestimmt nicht. Es war meine Idee. Entschuldigen Sie nochmals!“, stotterte er kleinlaut.

„So, also deine. Hmm. Es hieß weiter, dass damit die Gefahr für mich noch nicht zu Ende sei, genauer, dass ich unangenehmen Besuch bekommen werde.“

„Das stimmt. Das weiß ich genau. Den habe ich gesehen. Glaube ich jedenfalls. Poldi war auch dabei. Stimmts, Poldi?“, sprudelte er drauflos.

„Es waren zwei Mann. Im alten Stollen haben wir sie gesehen, na ja, gehört“, räumte er ein.

„Du weißt ja eine ganze Menge. Ja, diese Männer waren hier bei mir. Sie wollten eine bestimmte Karte für einen alten Goldgräberstollen, wie sie sagten.“

„Sie haben sie ihnen doch nicht geben wollen?“

„Sieh dir das Zimmer an und das Fenster. Das war kein Spaß, als sie mich dort rausgehalten hatten. Ich musste sie ihnen geben, obwohl ich wusste, dass ihr denselben Weg

nehmen würdet. Gut, dass euch nichts passiert ist. Ja, auf den alten Tschapka ist Verlass. Der hat Erfahrung mit alten Stollen. Treibt sich oft da oben rum.“

„Tschapka auch! Wer hängt denn noch alles mit drin“, grübelte Corner. „Es tut mir leid. Wirklich. Hätte ich gewusst, was alles passiert, wäre ich nie hier oben bei Ihnen eingedrungen. Aber glauben Sie mir, die Karte wollte ich gar nicht stehlen. Ein Buch interessierte mich viel mehr. Das heißt, eigentlich interessierte es sich mehr für mich. Auch, wenn Sie das nicht verstehen werden.“

Verdammt. Hatte er sich jetzt verraten?

„Aha, ein Buch wolltest du, aber eine Karte hast du genommen. Ist schon eine merkwürdige Sache. Meinst du nicht auch?“

„Ja, ja, merkwürdig. Nur, wie gesagt, eigentlich wollte ich nichts von beidem, und dann kamen Sie auch schon wieder die Treppe hoch.“

„So, bin ich schuld an deinem Irrtum. Macht ja nichts. Die Karte hatte ich schon vorher sorgsam kopiert.“

„Was heißt hier *vorher*? Haben Sie denn gewusst, dass sie einmal gestohlen wird?“

„Das ist es ja. Jahrzehntlang dachte ich darüber nach, was passieren wird, wenn ein Feuer ausbricht, und welche Gefahr mich darüber hinaus erwartet. Ich las und suchte in allen Büchern, in fast allen Sprachen, nichts. Dann fiel mir *dein* Buch in die Hände.“

„Was heißt meins, Meister, jagen Sie mir keine Angst ein. Mir gehört hier nichts“, warf Corner hastig ein, schon um von seiner Entdeckung mit dem Muttermal abzulenken.

„Ist schon recht. Also, dieses Buch war schwer zu entschlüsseln. Schließlich gelang mir der Zugang zu dieser sehr alten Sprache aber dennoch. Und genau hier fand ich einen Hinweis auf die Karte. Sie sollte mir helfen, hinter das Geheimnis der Gefahr zu kommen, die über mir schwebt.“

In einer Buchhandlung konnte ich sie mir besorgen. Kann sein, dass ich damit die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt habe. Was sollte ich aber machen? Ich bin auch nur ein neugieriger alter Mann, der um sein Leben bangt.“

Bedächtig nahm er einen Schluck von dem Kaffee, den Poldi ihm gekocht hatte, und fuhr fort, wobei er lächelnd die Karte aus Corners Hemd zog: „Wie gesagt, ich lichtete sie mir ab, falls sie einmal gestohlen werden sollte. Kann ja schnell passieren, was, junger Freund?“ Er legte ihm kameradschaftlich seinen Arm über die Schulter. „Was die richtigen Diebe nicht wussten, die Karte hat eine bedruckte Rückseite. Woher sollten sie das auch wissen, ist ja erst neuerdings Mode, auf diese Art Werbung für eine bestimmte Landschaft, bestimmte Pflanzen und Tiere oder für ein Hotel zu machen.“

„Da ist was drauf? Zeigen Sie mal. Das haben wir auch nicht gesehen.“

„Ihr hättet es sehen können. Die Diebe aber nicht, denn ich habe die Rückseite nicht mitkopiert. Sie erwarben bei mir nur einen Teil des Geheimnisses, das diese Karte umgibt. Ihr hattet das Original.“

Poldi staunte über das ganze Hin und Her der beiden, war aber froh, dass anscheinend alles glimpflich abging. Würde sonst der Alte seinen Arm so freundschaftlich um Corner legen?

„Gebt doch mal her und macht das hier nicht so spannend!“ Er drehte die Karte um, und tatsächlich, auf der Rückseite befand sich genau in der Mitte ein Karree. „Mann, Corner, das sieht aus wie unser Friedhof in der Höhle. Selbst dein Dolch ist hier eingezeichnet.“ Er betrachtete sie zum Entsetzen von Corner noch genauer. „Was hast du gesagt, hat der Dolch für ein Zeichen? Ein grünes Auge mit einer blauen Quelle in der Pupille? Corner, mich tritt ein Pferd. Du hast nicht geschwindelt. Warum habe ich das

nicht gesehen?“ Im Stillen dachte er: „Bist schön umgefallen vor Schreck. Manchmal ist es eben gut, nicht gleich alles zu sehen. Wer weiß, wie es mir ergangen wäre, bei so einem Geheimnis.“

Corner wurde immer blasser. Dieser Poldi! Er nahm seine ganze Kraft zusammen. „Herr Bibliothekar, hören Sie nicht auf sein Geschwätz. Sie merken ja, dass er einiges durcheinanderbringt. Ich glaube bald, ihm ist da oben schlecht geworden und nicht mir. Gut, wir haben da ein paar Totenköpfe gesehen, dann aber vor Schreck schnell das Weite gesucht. Ein Dolch, ja den Dolch, den habe ich schon lange. Seit meiner Schiffsjungenzeit. War ein Geschenk der Besatzung.“

Zu Poldi fauchte er: „Bist du verrückt? Wir haben geschworen, darüber kein Wort zu verlieren, zu niemandem.“

„Ach ja“, berappelte der sich, „so war das, diese Kellerluft heute. Mir bekommen keine Bibliotheken. Ich habe es geahnt. Entschuldigen Sie nochmals, es war ganz anders. So, wie Corner schon sagte.“

Der nahm bedächtig die Karte und drehte sie vorsichtig um. „Jetzt nur keine Nerven zeigen, Corner.“ Er betrachte in aller Ruhe *sein* Zeichen, wobei ihm Schauer über den Rücken liefen. Dabei dachte er: „Ist doch nicht möglich. Es ist aber wahr. Ich habe es mir nicht eingebildet. Es ist das Zeichen vom Buchrücken, mein Muttermal. Irgendetwas stimmt mit mir nicht.“

Mit derselben Freundlichkeit, die der Bibliothekar ihm entgegenbrachte, bat er ihn: „Sagen Sie mir bitte, was es mit der Karte auf sich hat. Gut, ich habe sie geklaut. Andere wollten sie auch haben. Die sind jetzt tot. Das nur zu Ihrer Beruhigung. Der Berg hat sie verschluckt. Ich lebe aber noch. Bin ich denn nun auch in Gefahr? Muss man doch wissen, so was.“

„Ihr zwei Hübschen“, sagte darauf der Alte würdevoll, aber nicht ohne Vorwurf. „Erst gewinnt einer mein Vertrauen, dann brennt er meinen Lesesaal an, stiehlt mir eine Karte, und nun plagt euch das schlechte Gewissen, ja sogar Furcht. Dass ihr mich befreit habt, ehrt euch. Was solltet ihr aber auch weiter machen? Jetzt, wo ihr mich gefunden habt. Doch kaum ist euer Gewissen ein bisschen beruhigt, schwindelt ihr wieder flott drauflos. Und euch soll ich jetzt sagen, was ihr vom Leben noch zu erwarten habt? Meine Herren Blutsbrüder, das ist keine leichte Aufgabe für mich.“ Er erhob sich und ließ die beiden verduzt und mit roten Köpfen zurück.

„Da hast du’s. Ich sage dir doch Corner, der Alte ist nicht sauber. Von unserer Blutsbrüderschaft kann er gar nichts wissen.“

„Was weiß ich, vielleicht hat er eine Narbe an der Hand gesehen, die wir nicht bemerkt haben.“

„Narbe gesehen. Wäre ja noch schöner. Zeig mal her. Tatsächlich, wir haben da beide einen kleinen Schnitt. Mann, waren wir kaputt, haben nicht mal bemerkt, dass wir uns tatsächlich geschnitten hatten. Soll ja auch so sein, was, Blutsbrüder“, lachte er wieder ermunternd.

Nachdem der Alte seine Tasse vom Schreibtisch geräumt hatte, bestieg er eine Leiter, um an das Buch zu kommen, von dem Corner so fasziniert gewesen war. „Poldi, fass bitte mal zu!“

Eilig trat Poldi an die Leiter heran und nahm dem Bibliothekar das schwere Buch ab. „Mensch, Corner“, flüsterte er, „da auf dem Buchrücken ist schon wieder dein Zeichen. Ist das normal bei Büchern?“

„Ja, ja, ganz normal, damit man sie sofort findet.“ Ihm wurde schon wieder vor Aufregung ganz mulmig. „Wenn nur keiner mein Muttermal entdeckt.“ Vorsichtshalber zog er sein kurzes Sommerhemd länger an den Armen herunter.

Mit hintergründiger Spannung in der Stimme raunte sich der Alte mit dem weißen Bart in denselben: „Wahrscheinlich finden wir eine mögliche Antwort in diesem Buch. Ich sagte euch ja, dass ich einige Zeit gebraucht habe, bis ich es entziffern konnte. Bis heute bin ich der Einzige, der sich überhaupt dafür interessiert hat. Nehmen wir dich mal aus“, blinzelte er Corner an.

„Was soll denn nun mit diesem Buch sein?“, fragte der ungeduldig. „Wenn es sowieso keiner lesen kann, hat es doch keinen Wert.“

„So, so, keinen Wert. Nun, immerhin, ich konnte es lesen. Für mich war es sehr spannend. Und jetzt, wo du mich fragst, wie es mit dir weitergehen soll, wird es unter Umständen für dich genauso wichtig. Wenn nicht noch wichtiger. Ich bin ein alter Mann. Meine Tage sind gezählt. Du aber, Corner, wie du genannt wirst, sorgst dich um dein Leben. Ist ja für Kinder eher ungewöhnlich.“

Vorsichtig, beinahe liebevoll schlug er den Deckel zurück, hinter dem eine schöne, aber den beiden Jungen völlig unbekannte Schrift die Seiten einnahm.

„Sehen wir also nach, ob sich für dich eine Antwort in diesen Texten finden lässt. Da du, Poldi, sein Freund bist und außerdem hier zu Hause, betrifft dich das genauso. Deshalb werde ich euch aus diesem Buch vorlesen.“ Er machte es sich bequem, stellte das Schreibtischlicht so, dass es den Schein nur auf das Buch warf, und blätterte. Dabei brachte er die beiden noch in die richtige Zuhörerstimmung. Die brauchte natürlich ein Vorleser wie er, wenn er die Jungen fesseln wollte.

„Ihr müsst wissen, vor vielen Hundert Jahren, es mögen sogar einige Tausend gewesen sein, als die Menschen noch nicht wussten, dass die andere Seite der Erde auch bewohnt ist – sie konnten sich noch nicht einmal vorstellen, dass die Erde eine Kugel ist – lebte hier auf diesem

Land der Stamm der Hyazinthen. Es müssen einst schöne, freundliche und stolze Menschen gewesen sein.“

Nach einigem Blättern glaubte er, die Stelle gefunden zu haben, die für die beiden wichtig war, und begann zu lesen: „Jahrhundertlang verbrachte Generation um Generation ihr Leben im Einklang mit der Natur und den Göttern. Diese waren davon so beeindruckt, dass sie auf ihre Herrschaft über die Menschen verzichteten und sie sich selbst überließen. Eine kleine Quelle blauen Wassers sollte ihnen dabei helfen. Ihr Wasser verlieh ihnen die Fantasie und Kraft, sich selbst als Teil der Natur zu sehen. So hätten sie immer Glück und Freude am Leben und das Bedürfnis, diese Lebensart mit anderen zu teilen. Deshalb würden sie von allen geliebt werden. Wenn sie aber jemals das Vertrauen in die alten Götter verlieren sollten, verlöre auch die Quelle ihre Kraft.“

In der Gewissheit dieser wundervollen Eigenschaft entwickelten sich die Hyazinthen zu einem starken Volk. Sie arbeiteten gemeinsam nach besten Kräften und sorgten sich ein jeder um den anderen. Kein Kind blieb ohne Eltern, wenn in der Familie ein Unglück geschah, und kein alter Mensch war einsam auf seine letzten Tage. Die Früchte der Arbeit wurden nach Leistung, Ansehen und Auskommen verteilt. Niemand missgönnte dem anderen etwas. Gab es Streit, wurde er öffentlich geschlichtet. So lief es tagein, tagaus, viele, viele Jahrzehnte lang.

Dann brach eines Tages um die Mittagszeit die Nacht herein. Donnernd wälzten sich Steinbrocken von den Bergen zum Tal und dicke Rauchschwaden verfinsterten monatelang den Himmel. Feuer, das sich aus glühender Lava entzündete, verbrannte ihre Felder und Wälder. Unsicher geworden durch solch gewaltige Naturereignisse suchten die Hyazinthen die Schuld bei ihren Göttern. In ihrer Not riefen sie sie an, doch es half ihnen nichts.“

„Kann schon sein, dass sie auf ihre Götter stinkig waren“, unterbrach Poldi den Redefluss des Alten. „Schließlich konnten sie es sich bestimmt nicht vorstellen, dass unsere Erde im Innern kocht und manchmal durch einen Vulkan Druck ablässt.“

„Richtig“, bestätigte das der Alte dem aufmerksamen Zuhörer, und erklärte weiter: „Außerdem konnten sie gar nicht helfen, denn sie hatten sich in den unendlichen Raum des Kosmos zurückgezogen. Dort wartete genug Arbeit auf sie. Gestirne, so viel wie Sandkörner auf der Erde, wollten geordnet und mit Namen versehen werden.“

„Sie meinen, die Namen der Sterne, nach denen mein Kapitän sein Schiff steuerte, haben diese Götter ihnen verliehen?“ Corner war überrascht.

„Kann doch sein. Alle Menschen zusammen werden nicht einmal so viele Worte kennen, wie es Sandkörner auf der Erde gibt, von Namen ganz zu schweigen. Ich weiß jedenfalls nicht genau, wer das außer ihnen leisten könnte. Doch hört weiter: Statt sich nun aber auf die Kraft der Blauen Quelle zu besinnen, dachte jeder nur noch an sich. Egoismus und Eigenliebe machten sich breit. Keiner stand dem anderen mehr bei. Der Stärkere und Geschickte begann, den Schwächeren und Ungeschickten zu übervorteilen. Ein jeder suchte die Ursache für sein Unglück beim anderen. Die jahrhundertealten Stammesregeln zählten nicht mehr. Anstatt gemeinsam den Schaden, den die Natur durch die Vulkanausbrüche angerichtet hatte, wieder zu beheben, zerstörten sie die Natur weiter, bis sie selbst kaum noch darin leben konnten.“

Es passierte, wie es vorausgesagt wurde. Weil sie nicht mehr an die Kraft der Blauen Quelle glaubten, versiegte sie. Ob die Götter ihre Hand im Spiel hatten oder ein Erdbeben sie verschüttete, blieb ungeklärt. Die Wenigen, die überhaupt noch von ihr wussten, konnten sie jeden-

falls nicht mehr finden. Und aufgeschrieben wurde damals noch nichts. Es vergingen weitere Jahre im Streit, bis man sich entschloss, das Land aufzugeben. Sie bestatteten noch gemeinsam ihre Hinterbliebenen in den ausgekühlten Höhlen des Vulkans und machten sich auf den Weg. Die Weisen des so unglücklichen Volksstammes hinterließen vorher aber noch eine Nachricht in ihrem Heiligtum, dem Gebeinstollen. Sie versteckten einen Dolch zwischen ihren Toten, der dem Finder die wundersame Eigenschaft verleiht, die Blaue Quelle wiederzufinden, und verschwanden in der Erinnerung der Geschichte.“

Der Bibliothekar legte das Buch zur Seite und kramte aus seinem Tischfach eine neue Kerze hervor, steckte sie an dem brennenden Stummel an und drückte sie hinein.

„Mensch, Corner, das ist dein Dolch, hundertpro!“

„Klappe, Poldi!“, zischte der inzwischen völlig erblasste Corner. „Meinen Dolch habe ich vom Schiff. Das hast du doch bestätigt. Ist nur ein Märchenbuch. Da können wir auch ein bisschen spinnen.“

„Lese ich zu leise?“, fragte der Bibliothekar, der die Unterbrechung zwar wahrnahm, aber nicht verstand, worum es dabei ging. Dann nahm er den Faden wieder auf: „Die Götter hatten aber für den Notfall vorgesorgt. Versagten die Menschen eines Tages an ihren Aufgaben, so hieß es im Pakt, würden sie einen kleinen Jungen mit einem Muttermal versehen, der den Menschen helfen könnte, die Blaue Quelle wiederzufinden. In seinen Händen sollte ihre zweite Chance liegen.“

„Ist ja ganz spannend. Aber was hat das mit uns zu tun?“, fragte Poldi, während Corner im Turmzimmer aufgereggt hin und her ging.

„Ich will es euch sagen“, erwiderte der Bibliothekar. „Ihr habt höchstwahrscheinlich die Grabstätte entdeckt. Das könnte ja noch Zufall sein, denn andere waren auch dort-

hin unterwegs. Zur selben Zeit. Die wurden mir vorausgesagt. Ihr aber nicht. Seit Jahrzehnten beschütze ich deshalb das Buch vor ihnen. Sie kamen aus der neuen Welt. So groß ist das Geheimnis um die Blaue Quelle nämlich gar nicht. Wer sie besitzt, glaubt man dort, kann schnell die Macht über die ganze Welt erlangen. Ist doch vorstellbar, oder nicht, wenn sie die Macht verleiht, von allen Menschen geliebt zu werden? Wer zweifelt schon an dem Menschen, den man liebt.“

„Das macht man nicht“, stimmte Poldi zu, „aber es ist doch nur ein Buch. Es erzählt Geschichten. Die kann man glauben oder nicht.“

Corner war ganz versonnen und sprach vor sich hin: „Die haben mich hergeschickt. Aber wer sind die, und vor allem, wer bin ich? Warum hat der Berg die beiden Männer verschüttet, uns aber verschont? Waren wir nur schneller, oder sollte das so sein? Ach was“, beendete seine Überlegungen, „am Ende ist alles zufällig. Ob Wind weht, Flaute ist oder Sturm. Man muss nur was draus machen, sagte mein alter Käpt’n immer.“

Ob der Bibliothekar die Worte vernommen hatte oder nicht, er ging jedenfalls nicht darauf ein. „Du hast schon recht, Poldi. Geschichten sind nur Geschichten. Aber sie entstammen den Gedanken der Menschen, ihren Erlebnissen, Träumen und Wünschen. Was träumt man nicht alles. Denk doch mal an deine Erfinderträume. Manche werden wahr, andere nicht. Wie dieses Buch entstanden ist, weiß niemand. Es stehen weder Jahreszahl noch Ort drin.“

Nach einigem Suchen fuhr er fort: „Als die Götter sich an das Versprechen erinnerten, dass sie den Menschen einst gegeben hatten, gab es Streit unter ihnen, ob es sich überhaupt lohnte, noch einmal von vorn anzufangen. Viele waren vom Verhalten der Menschen sehr enttäuscht, aber sie suchten auch ein bisschen die Schuld bei sich und klagten:

Hätten wir ihnen doch mehr Selbstvertrauen und mehr Einsehen in die Kräfte der Natur verliehen, dann wäre es gar nicht erst so weit gekommen.

Andere hatten es aber schon immer besser gewusst und freuten sich, dass sie ihre Macht über die Menschen nun wieder uneingeschränkt ausüben konnten.

Aber letztlich einigten sie sich doch darüber, den Menschen eine zweite Chance einzuräumen. Was bei Göttern so einiges heißt. Schließlich gibt es niemand über ihnen, der das kontrollieren kann. Damit ihr einmal gegebenes Wort aber nicht in Vergessenheit geriete, sorgten sie noch dafür, dass der Traum der Menschen vom Besitz der Blauen Quelle nie versiegen konnte. Da jeder göttliche Wille aber einmalig und allgewaltig ist, hatte jeder von ihnen auch eine andere Vorstellung von so einem Traum, und genauso kam er dann bei den Menschen an. Jeder wünschte sich etwas anderes. Einig war man sich aber in dem Punkt, dass nur der die Quelle finden und die Liebe der Menschen eringen sollte, der die Wünsche und Träume aller über seine eigenen stellt.“

Damit schloss der Bibliothekar das Buch. „So, das waren wohl die wichtigsten Stellen. Ich hatte wie gesagt die Aufgabe, über fast ein Jahrhundert dieses Buch und die Karte zu bewachen und vor Feuer und Räubern zu beschützen. Das habe ich getan. Alles deutet darauf hin, dass ihr nun diesen Auftrag erfüllen müsst. Nehmt das als mein Vermächtnis.“ Dabei machte er ein ganz ernstes Gesicht und sah die Jungen durchdringend an.

„Ooch, das ist mir jetzt aber zu viel Brimborium“, meinte Poldi. Zwinkernd schaute er zu Corner. „Findest du nicht auch, dass ein Dolch ein Dolch ist, weiter nichts?“

„Ja, ja, stimmt schon“, entgegnete dieser, und zum Bibliothekar gewandt sprach er weiter: „Wir wollen Ihnen gerne helfen. In welcher Gefahr Sie waren, haben wir ge-

sehen. Die ist ja nun wohl vorbei. Aber so heiß bin ich auch nicht darauf, selbst von Ganoven verfolgt zu werden.“ Er lehnte sich zurück, kratzte sich am Hinterkopf, indem er die zu große Mütze in die Stirn schob und lachte, dass seine Perlmuttercke im warmen Kerzenlicht schillerte. „Mann, hatte ich eine Ruhe auf dem Schiff. Da kannte man seine Leute. Wenn wir jetzt Ihr Verhältnis, oder wie Sie das nennen, übernehmen, dann geben Sie uns am besten das Buch, damit wir es erst einmal verstecken.“

„Genau, wir verstecken es, Corner, ich weiß auch schon wo“, warf Poldi hastig ein. Er hatte auch keine große Lust, sich in Gefahr zu begeben.

„Ich glaube“, beruhigte sie der alte Mann, „dass ihr nicht um euer Leben fürchten müsst. Wenn ihr nicht befugt wäret, den Dolch zu finden, der euch zur Blauen Quelle führt, hätte euch der Berg genauso verschluckt wie die anderen.“

„Was heißt hier befugt, und wozu? Ich brauche keine Quelle. Ich habe schon eine.“ Poldi wurde ungeduldig. Er hatte Angst um seinen Freund, der sich die Sache so sehr zu Herzen nahm.

„Sagen wir mal so“, beruhigte Corner ihn wieder. „Was auch immer dran ist an der Sage, die Geschichte ist doch gut für uns ausgegangen. Den Bibliothekar haben wir auch befreit. Was willst du mehr. Die Sache mit der Quelle steht auf einem ganz anderen Blatt. Darum werde *ich* mich erst einmal kümmern.“ Dass ihm selbst ganz mulmig war nach der ganzen Geschichte um das alte Buch mit seinem Muttermal als Zeichen, verschwieg er, um den Freund nicht zu beunruhigen. Aber er nahm allen Mut zusammen und fragte den inzwischen auf seinem Stuhl zusammengesackten alten Mann: „Sagen Sie mal, Sie guter Mann, wo vermutet man denn heute noch Angehörige dieses Stammes? Der Erdboden wird sie ja nicht ganz verschluckt haben. Vielleicht kann sich ja einer von uns auf den Weg zu ihnen

machen, um einen Nachfahren der Weisen zu finden. Der andere passt auf das Buch auf. Ist dann Ihr Verhältnis gewahrt?“

„Vermächtnis, Corner, Vermächtnis. Das ist so was wie ein Riesenauftrag, den er jetzt loswerden will. An uns, verstehst du? Ich hatte eigentlich noch was anderes vor.“

Auf Corners Frage hin wurde der Bibliothekar wieder hellwach und entwickelte seinen Plan: „Ihr tut gut daran, diesen Entschluss bald in die Tat umzusetzen, denn die letzten Tage haben mich doch sehr ermüdet. Außerdem weiß man nie, ob sich nicht noch weitere Glückssucher auf den Weg hierher machen werden. Euch beide habe ich als tatkräftige Jungen und große Schwindler kennengelernt. Wie ich die Götter einschätze, könnten sie euch gut ausgewählt haben, ihr Werk zu vollenden. Was sie aber wirklich wollen, entzieht sich meiner Kenntnis. Haltet nur zusammen, dann werdet ihr alles schaffen. Ich werde mich jetzt etwas ausruhen. Die größte Gefahr scheint ja vorbei zu sein. Geht nur zu Herrn Tschapka, der wird euch weiterhelfen.“

Damit erhob er sich, befeuchtete Daumen und Zeigefinger mit seinen Lippen und drückte den Docht der Kerze zusammen, der daraufhin mit einem kleinen Zischen, ohne den beim Ausblasen üblichen Qualmfaden zu hinterlassen, verlosch. Langsam begleitete er die beiden Besucher noch bis zur Tür.

Die nahmen die Stufen in Sprüngen, so sehr hüpfte ihnen das Herz, dass sie diese ganze Geschichte da oben im Turmzimmer endlich hinter sich lassen konnten.

Ob ihnen Tschapka noch weitere finstere Geschichten erzählen würde, war ihnen ziemlich egal. Hauptsache, erst einmal ein wohlverdientes Veilcheneis auf diese heiße Story verspeisen.

Corner band seinen Hund vom Baum ab, an dem er schlafend auf seinen Herrn gewartet hatte, und Poldi nahm sei-

nen Hamster aus dem Rucksack, um ihm endlich mit einem Milchbrötchen für seinen mutigen Einsatz zu danken.

„Und wenn wir uns morgen zum Eisessen treffen?“, fragte Poldi. „Ich muss den Hamster wieder unter dem Nussbaum abliefern. Außerdem kann sich der Onkel doch nicht ewig mit dem Backen von Bärenatzen beschäftigen. Vor allem, wer soll die essen.“

„Ist schon in Ordnung. Verwöhn du nur deinen Hamster. Hat sich tapfer geschlagen. Meinen Blauen kannst du auch mitnehmen. Ich muss mich auf meine Reise vorbereiten.“

„Das meinst du nicht im Ernst?“ Hoch erregt nahm er sein Basecap ab, so sehr dampfte ihm der Kopf vor Ärger. Dann zog er den Schirm ganz tief ins Gesicht. „Du machst dich auf den Weg zu den Göttern und ich versauere inzwischen beim Onkel. Na fein. Meinst du, mir macht das Spaß? Und was ist mit dem Dolch?“

„Am besten ist es, wir lassen ihn erst mal da liegen, wo er liegt.“

Poldis Gesicht überzog Blässe. Corner meinte es ernst mit seinen Plänen. Kaum hatte er einen Freund gefunden, zog es den schon wieder fort. Weitere Fragen brauchte er ihm nicht zu stellen. Er kannte seine Entschlusskraft. Nur seine Beweggründe konnte er nicht nachvollziehen. Die lagen irgendwo im jahrhundertealten Nebel der Geschichte. Sie hatten doch dasselbe erlebt, oder wusste Corner etwas, was ihm entgangen war?

„Ich will ja alles verstehen, mache auch alles mit“, dachte er sich. „Ich muss nur wissen, wohin der Hase läuft. Kann mich doch nicht so mir nichts, dir nichts mit dem Onkel allein lassen.“

Ziemlich mutlos sprach er ihn an: „Du, Corner, ob wir den Alten jemals wiedersehen? Ein bisschen wunderbar schien er mir schon. Wird von wildfremden Männern bedroht. Die trickst er aus. Uns aber erzählt er die ganze Ge-

schichte. Was meinst du, warum. Hat er uns alles gesagt? Du kennst ihn besser. Vielleicht hat er dir ja mehr gesteckt.“ Neugieriger wollte sich Poldi nicht zeigen. Unter Blutsbrüdern hat man Vertrauen.

Corner legte seinen Arm auf Poldis Schulter. Er ahnte seine Unruhe. Ihm ging es schließlich nicht besser. Vor allem wusste er gar nicht genau, was er tun sollte. Dazu den Freund einfach so stehen lassen, war auch nicht besonders fair. „Ich muss wissen, wer ich bin. Kann doch nicht ewig ein blinder Passagier bleiben. Heute gehe ich noch runter zum Hafen. Das Postschiff soll wieder einmal eintreffen. Das muss ich inspizieren. Irgendwo werde ich etwas über mich finden, verlass dich drauf. Morgen treffen wir uns bei Tschapka. Dann sehen wir weiter.“

Einen Tipp über seine Herkunft hatte er vom Bibliothekar wahrlich nicht erhalten, sieht man mal von der Geschichte mit dem Götterboten ab, die Corner sowieso nicht glauben wollte.

„Er kennt nicht einmal mein Muttermal. Kann ja auch jeder haben. So schlimm wird es um mich schon nicht stehen, sonst hätte er mich bestimmt gewarnt. Ist doch ein kluger Mann. Aber aufpassen muss ich trotzdem allein. Wie ich die Geschichte verstehe, haben die Götter überhaupt keine Zeit, sich ständig um die Menschen zu kümmern. Also, selbst ist der Mann, Corner. Du legst den Kurs fest, alter Steuermann, wer sonst.“

Ein gemeiner Plan

Die Kaprioler Fischer in ihren kleinen flinken Booten hatten tatsächlich weit in der Ferne ein Schiff ausgemacht. Es musste ihr Postschiff sein, denn ein anderes hatte sich in den letzten Jahren nie in ihre Gewässer verirrt. Da es um diese Zeit noch nicht erwartet wurde, war die Neugierde groß, was das wohl zu bedeuten hatte.

Der Kapitän des alten Seglers wusste auch nicht viel mehr. Er war in Mammonhetten vom Hafenkommateur gebeten worden, seinen Kurs zu ändern, um Geschenke und einen Brief nach Pizza City zu bringen.

„Muss ja eine wichtige Nachricht sein“, dachte er sich.

Aber so richtig froh war er über den Auftrag nicht. Und wenn er nicht so gut bezahlt würde, hätte er das Geheimnis über den Lebensraum der Kapriolen auch nicht preisgegeben. Denn dass die Kapriolen und die Luxlinge so zusammenpassten wie Feuer und Wasser, war ihm schon klar. Seine Freunde, die Kapriolen, waren immer freundlich, ideenreich und gut gelaunt. Ganz anders die Luxlinge. Er erinnerte sich in diesem Moment daran, wie ihn sein Vater zum ersten Mal durch die moderne Hafenstadt geführt hatte. Das war vor vielen Jahrzehnten gewesen.

Glücklichen Menschen begegnete er dort, die seinen Vater freundlich zu sich nach Hause oder in eins der zahlreichen Straßencafés einluden, um mit ihm über die weite Welt zu schwatzen. Für ihn sprang dabei immer ein Eis oder eine Schokolade raus. Über das Seemannsgarn, das der alte Schiffer dabei wunderbar spann, wurde dann herzlich gelacht.

Mit den Jahren änderte sich das aber. Der Wohlstand der Einwohner wuchs und wuchs. Da er mit seinem Postschiff viel in der Welt herumkam, konnte er das einschätzen. Es gab kaum etwas, was es nicht gab. Nur die Freundlichkeit schien ihnen abhandengekommen zu sein, richtig fremd wurden sie ihm.

Auch die Stadt hatte sich verändert. Es gab mit der Zeit kaum noch Parks oder Flüsschen, weder Bäume noch Teiche. Die ganze City wurde überragt von einem riesigen Glaspalast, dazu Straßen, so weit das Auge blicken konnte. Alle schnurgerade von diesem gewaltigen Gebäude aus bis in die Unendlichkeit gezogen. Es war kein Schloss, auch keine Burg, wie man das von früher kannte, nein, es ähnelte einem aufrecht hingestellten Glasrohr. Mindestens so groß wie drei Fußballfelder und so hoch, dass es mit seinen Antennen in den Wolken verschwand.

Seine Schiffsbesatzung staunte jedes Mal bei ihrem ersten Besuch: „Oh, ist das aber schön, und so modern!“

„Diese vielen verschiedenen Autos und großen Fenster der Häuser! So bunte Schaufenster und saubere Straßen haben wir ja noch nie gesehen. Vor allem das tolle Hochhaus, ein Wunderwerk der Baukunst!“

Ob die Menschen dieser Stadt zufrieden und glücklich waren, konnten sie daran natürlich nicht erkennen. Sie ließen sich ja kaum sehen. Entweder arbeiteten sie in großen Hallen, waren in der Schule, im Geschäft, in einer Beratung oder von diesem Glasrohr verschluckt. Und in ihre Wohnungen ließen sie niemanden hinein.

Der alte Kapitän wusste, woran das lag. Er hatte es kommen sehen. Diesen Wolkenkratzer, es war der einzige der Stadt, umgab ein Zauber. Er war so geheimnisvoll, dass die Menschen nicht bemerkten, welche Macht er über sie hatte. Alle waren tagein tagaus damit beschäftigt, vor dem Herrscher dieses himmelhohen Glasrohres gut dazustehen.

Denn er verwaltete ihr Geld. Daran wäre nichts Schlimmes gewesen, wenn es die Eigentümer zufriedener gemacht hätte. Aber der Zauber des Geldes hatte schon Besitz von ihnen ergriffen. Er machte sie unzufrieden. Sie wurden ärgerlich, wenn ein anderer mehr besaß als sie selbst. Anschließend schlug ihre Misslaune in Ehrgeiz um. Sie mussten genauso viel besitzen, aber nicht nur das. Jeder wollte ein bisschen vornehmer und reicher sein als sein Nachbar. So übertrafen sie sich beim Bau ihrer Häuser, bei der Ausstattung ihrer Wohnungen, der Stärke ihrer Autos und der Größe ihrer Fernsehgeräte. Vor allem aber beim Verbrauch von Strom. Alles wurde angestrahlt. In der Nacht war ihre Stadt so hell, dass man sie leicht aus dem Weltraum als einen hellen Punkt ausmachen konnte. So sehr liebten sie das Licht, um selbst darin zu leuchten, dass sie sich stolz *Luxlinge*, Lichtgestalten, nannten.

Nach und nach hatten sie sich völlig zugebaut und fast alles in Energie umgewandelt, was sich anbot. Selbst die Bäume an den Straßenrändern verschwanden mit der Zeit. Sie mussten Parkplätzen, Lampen und Tankstellen weichen. Nicht nur Tankstellen zur Befüllung der Automobile, nein, auch für Luft. Für Atemluft. Weil keine Bäume mehr mit ihrem Blätterdach die Luft erfrischten, mussten sich die Einwohner dieser Stadt dann und wann wie die Taucher mit Flaschen voll sauerstoffreicher Druckluft versorgen.

Auch sonst gab es wenig Leben. In einer Stadt ohne Bäume fühlten sich ja noch nicht einmal Hunde wohl. Auch Vogelgezwitscher, der entspannendste Klang, den man sich vorstellen kann, war nicht mehr zu hören, denn die kleinen Musiker konnten ihr Nest nicht mehr zwischen schönen grünen Zweigen bauen. Außerdem waren ja keine Raupen und Käfer für eine anständige Vogel Mahlzeit aufzutreiben.

Es verwundert nicht, dass die Laune der Leute schlechter wurde. Für ihr aufwendiges Leben benötigten sie immer

mehr Energie, doch die wurde teurer. Aus Frust arbeiteten sie mehr und mehr, doch ihr Leben konnten sie dadurch nicht weiter verbessern. Da sie nun vor ihren Nachbarn nicht mehr auf den Putz hauen konnten, luden sie keinen mehr ein und gingen auch selbst nicht mehr zu Besuch. So zerbrachen mit der Zeit die Bekanntschaften. Wer sich aber nicht mehr unterhalten will, verliert auch das Interesse an Neuigkeiten. Jeder sah immer nur das, was er selbst besaß. Sie merkten zwar bald, dass ihnen etwas fehlte, wussten aber nicht mehr, was.

Und so passierte, was passieren musste: Ihnen gingen die Ideen verloren, wie sie ihr Leben verschönern konnten. Erst ein bisschen, dann immer mehr, bis sie das Nachdenken darüber ganz einstellten. Das machte sie trübsinnig. Sie konnten es aber nicht mehr ändern, die Ideen waren weg. Ihr Leben wurde nun immer langweiliger. In ihrer Einsamkeit kroch die Kälte an ihnen hoch. Bis in die Ohren fröstelte es sie. Sogar besonders an den Ohren, wie jeder nachvollziehen kann, der bei Frost ohne Mütze die warme Stube verlässt.

Am meisten froh Mammonis von Mammonhetten, Herrscher aller Luxlinge und Oberhaupt dieser Stadt, die seinen Namen trug. Täglich stand er im Zwielflicht zwischen Abend und Nacht fürchterlich frierend auf einer seiner Terrassen des Glasturmes, die Hände tief in den Jackentaschen, und fluchte über die Sonne: „Musst du denn immer weiter wandern, du Unnahbare!“ (Natürlich wusste er, dass sich die Erde bewegte und die Sonne eigentlich gar nichts dafürkonnte, dass es bald finster wurde. Aber beim Fluchen denkt man darüber nicht nach.)

Die Engpässe bei Wasser, Luft und Energie machten ihn noch wahnsinnig. „Gib mir doch noch zwei Stunden Licht. Oder erleuchte wenigstens mich, wie ich meinen Reichtum vergrößern kann. Meinen Luxlingen fällt nichts mehr ein.“

Aber er war gezwungen, den Befehl zu geben: „Alle Lichter an!“

Denn sie waren allesamt stolze Luxlinge, und Mammonis, ihr Gebieter, musste dafür sorgen, dass es so blieb. Wie leicht konnte es sonst zur Unzufriedenheit und Aufmüpfigkeit gegen seine Herrschaft kommen. Aber zum Glück hatten andere Länder dasselbe Problem. Dort fand er dann auch Hilfe in Form einer hübschen Samtmütze mit Ohrenklappen gegen die Kälte und einem kleinen Chip, der einen Impuls auf das Gehirn des Trägers abgab und dafür sorgte, dass er sich wohlfühlte. Ein bisschen Ehrgeiz regte sich hin und wieder mal beim Ringen um die schönste und wärmste Kappe, das war aber auch schon alles. Unruhen hatte Mammonis nun nicht mehr zu fürchten. Allerdings brachten die Kappen seinen Luxlingen nicht die gewünschte Wärme und Freude am Leben zurück. Im Gegenteil, jetzt waren sie mit ihrer Ideenlosigkeit auch noch zufrieden. Es war zum Davonlaufen.

„Ist das nicht ein Graus. Wie man es macht, macht man es verkehrt. Dass aber auch niemandem etwas einfällt!“

Zögerlich, Minute um Minute im Kampf mit der Sonne, drückte er den großen Elektrorelaishebel unter Gejammer und Gestöhne herunter. Auf einen Schlag wurde die Stadt aus ihrer Dämmerung geholt und erstrahlte im hellsten Glanz. Beeindruckt von diesem Bild leuchteten seine Augen.

„Was sind schon Luxlinge ohne Licht. Mein Licht! Morgen werden mir die Kappenträger dritten Samtgrades Vorschläge unterbreiten, wie wir unsere Leuchtkraft weiter steigern können, oder ich nehme ihnen die Kappen ab. Sollen sie doch frieren.“ Wutschnaubend verließ er die taghelle Glasveranda, um am nächsten Tag seine zweite Energieberatung zu eröffnen. Sie sollte seine Sorgen beenden. Nur recht dran glauben wollte er wegen der Ideenschwäche seiner Bürger nicht.

„Kappen ab! Hier wird so lange gefroren, bis mir warm geworden ist!“ Mammonis energischer Ruf hin zur Eingangstür des Sitzungssaales ließ die Herren Kappenträger dritten Samtgrades erstarren. (Diesen Status verlieh er nur seinen unterwürfigsten Beamten.)

Klappernd vor Furcht und Kälte streiften sie ihren Kopfstatus ab und schlichen, ein Meter fünfzig nicht überschreitend, lautlos auf ihre Plätze. Damit sie die vorgesehene Größe einhielten, wurden auf ihren eigenen Wunsch hin alle zehn Meter ab der Eingangstür Bückleisten in eben dieser Höhe angebracht. Für dieses Entgegenkommen waren sie ihrem Herrscher überaus dankbar. Wie leicht pasierte es früher, dass sich einer mal höher aufrichtete. Dafür wurden ihm schon mal die Samtkappen für eine Woche abgenommen.

An der Front des ovalen Tisches saß, das Licht im Rücken, Mammonis, absoluter Herrscher über alle Luxlinge. Vor sich eine Mitschrift des vorjährigen Sitzungskreises über die Ziele und Aufgaben, wie Mammonhetten weiter erleuchtet werden könnte.

„Lies, Erster von links!“ herrschte er ihn an und gab der Protokollmappe einen heftigen Stoß, dass sie direkt vor ihm landete.

„Sofort, natürlich, Erhabener, leuchtender Mammonis. Es beginnt mit Punkt eins, dann folgt Punkt zwei, dann drei usw. Punkt eins also zuerst: Der Kappenträger doppelten Samtgrades und Hüter aller Straßenlaternen sollte nach Punkt eins weniger Strom verbrauchen, ohne die Stadt zu verfinstern. Dazu liegen hundert Anfragen vor. Das sind auf hundert Laternen gleich hundert Prozent. Alle angefragten Laternennutzer haben es jedoch abgelehnt, auf ihr Licht zu verzichten. Daraufhin wurden die anderen 10.000 nicht mehr befragt.

Der nächste Vorschlag, jede zweite auszuschalten, führte

zu zahlreichen Unfällen. Nach Auskunft der Polizei handelte es sich um die Folge von Schrecksekundenlichtausfällen. Sie entstehen, wenn sich plötzlich die Helligkeit des Lichts ändert. Der Samtklappenträger zweiten Grades und Hüter aller Straßenlaternen hat inzwischen sein Amt aufgegeben. Er ist unter die Lampenputzer gegangen.“

„Erzähl hier keine Geschichten!“, fauchte Mammonis ihn an. „Es wurde also nichts getan. Die Lampenputzer verstärken, das ist ja lachhaft!“ Wütend schnaufte er weiter: „Lasst die Punkte drei bis fünf und eure Kappe hier liegen und verschwindet auf der Stelle aus dem Sitzungsraum. Meldet euch beim Koch. Er soll euch den Dynamo für den elektrischen Schneebesen treten lassen. Ich will heute noch Schlagsahne essen.“

Der zweite Kappenträger dritten Samtgrades von links übernahm bibbernd vor Kälte und Unterwürfigkeit den Protokollpunkt sechs. Zitternd las er vor: „Vo...voller Tatkraft ist es den Tankwarten und We...werkstättenleitern gelungen, den Benzinverbrauch unserer Ve...verbrennungsmotoren zu drosseln. Durch Zumischung von Wa...wasser und ... Ve...verzeihung, hier steht Rizinusöl, na ich wei...weiß ja nicht ... durch diese Mischung eben wu...wurde die Oktanzahl auf unter 80 gesenkt. Die Autos fa...fahren nun langsamer und müssen öfter in die We...werkstätten. So belasten sie nicht so sehr die Straßen.“

„Ich verstehe nur Bahnhof“, wetterte Mammonis. „Lass das Zähneklappern, sonst ziehe ich sie dir raus!“

Durch fast geschlossenen Mund drückte der Kappenträger dritten Samtgrades von links die Worte hervor: „Die zweite Maßnahme war ein Wochenendfahrverbot. Es wurde aber wieder aufgehoben, denn es führte zu Aufständen unter den Theatergängern und Fußballfans. Sie konnten ihre Plätze nicht mehr rechtzeitig erreichen. Davon gingen einige Theater und Fußballclubs pleite.“

Völlig erblasst starrte er auf seine Mappe. „Nur jetzt nicht die Augen heben“, dachte er.

„Was sind das nur für dämliche Vorschläge!“ Mammonis war außer sich. „Die einen werden fett und reicher durch den Verkauf von Mistbenzin und teure Werkstattrechnungen, wieder andere gehen Konkurs. Ich lasse euch bald nur noch laufen! Da wundere ich mich, dass sich meine Limousine nur stotternd vorwärtsbewegt. Habe deshalb schon meinen dritten Chauffeur gefeuert. Euch muss man feuern. Raus, und lasst die Kappen hier liegen. Der Apotheker soll euch Rizinusöl verabreichen, da lauft ihr schneller, als jedes Auto fährt.“ Mammonis wusste ja, dass seine Bürger nicht gerade vor Ideen sprudelten, dass sie aber so gänzlich versagen würden, hatte er nicht erwartet. „Alles Unsinn. Wie lange wollt ihr mich noch quälen? Erster von rechts, Punkt acht bis zehn: Einsparung von Wärme. Lasst hören. Aber ich warne euch. Haltet mich nicht für zu dumm!“

Unsicher, beinahe flüsternd begann der den Rapport. „Wärmeeinsparung: Hier liegen ungefähr 200 Seiten Vorschläge auf dem Tisch.“

„Das ist ja erfreulich.“ Mammonis lehnte sich zufrieden zurück. „Sind sie also doch nicht so blöd, meine Untertanen. Dann mal los, lasst hören.“

„Es ist nur so, dass es sich ausschließlich um Angebote von Architekten, Bauunternehmen und anderen Handwerkern handelt.“

„Ist doch gut, wenn sich so viele Gedanken um Wärmeeinsparung machen. Tadellos. Fahrt fort.“

„Sie schlagen vor, unsere Stadt komplett zu überbauen. Damit versprechen sie sich vor allem Aufträge für die nächsten fünfzehn Jahre.“

„Das ist mir egal, Geld sollen sie ruhig verdienen. Überbauen ...“ Mammonis überlegte. „Die Stadt überbauen ist gar keine so schlechte Idee. Alles unter einer Glocke. Das

klings verführerisch. Mein Turm muss aber drunter passen.“

„Es ist nur so“, der Kappenträger dritten Samtgrades und erster von rechts wagte kaum, es auszusprechen, „wir benötigen dazu drei zusätzliche Kraftwerke für die Erzeugung von Strom, um die Elektroöfen zur Glaserzeugung zu beschicken. Dazu noch zwei Stahlwerke und drei Betonwerke. Alles in allem werden wir für diese Bauzeit von fünfzehn Jahren etwa die doppelte Energie von heute verbrauchen. Danach wird jedoch ein Spareffekt von circa 15 Prozent erreicht. Die Arbeit für den Abriss der nicht mehr benötigten Werke mal außen vor gelassen.“

Totenstille im Raum. Kam die Idee an oder nicht?

„Bis dahin sind wir alle erfroren, erstickt oder verdurstet, ihr Hornochsen!“, brüllte Mammonis, Herrscher aller Luxlinge heraus. Seine Wut kannte keine Grenzen.

Blass versank der Kappenträger in seinem Sessel. Jetzt war es besser, nichts mehr vorzubringen. Dennoch nahm einer der Sitzungsteilnehmer seinen ganzen Mut zusammen: „Seine Leuchtigkeit und Geldvermehrer Mammonis. Ich gestatte mir, daran zu erinnern, dass es nach alten Aufzeichnungen im Land der Kapriolen genug Energie und Wasser gibt. Vielleicht könnte man mit denen ein Abkommen schließen. Sie sollen ja Strom aus Wind, Sonne und Erdwärme gewinnen.“

Da ging Mammonis völlig die Luft aus. Zwei Butler stürzten sofort auf ihn zu, um ihm das Hemd zu öffnen und für frische Luft zu sorgen. Ihm war vor Aufregung so warm geworden, dass er seine goldbestickte Zobelfellkappe auf den Tisch schmiss. Sie trug keinen *Zufriedenheitschip*. Was sollte das für ein Herrscher sein, der mit seinem Reichtum und seinen Untertanen zufrieden ist?

„Solche Vorschläge wagt ihr, in diesem Haus zu unterbreiten! Seit die Familie Mammonis hier herrscht, gab es

nie Beziehungen mit diesen Buntmützen und Faulpelzen. Strom aus Wind und Sonnenstrahlen ... fangen sie wohl mit einem Sack ein, wie die Schildbürger seinerzeit. Naive Träumer. Überfallen könnten wir sie wieder einmal. Das wäre schon eher was. Aber es weiß ja kaum einer, wo die leben. Müssen wir nach Osten, Süden, Westen oder Norden?“

„Ja, ein Überfall!“ Großer Beifall erscholl von den noch besetzten Plätzen.

„Aber was sollen wir rauben?“, murmelte es durcheinander.

„Dort gibt es nichts, was wir gebrauchen können.“

„Keine Kohle, kein Erdgas und kein Erdöl. Sie haben nicht mal Großproduktion. Mittelalter, ich sage nur Mittelalter.“

„Immerhin“, warf da der fünfte von rechts wieder ein. „Sie besitzen Schulen, in denen Ideen produziert werden. Davon leben sie. Man sagt, wenn sie etwas brauchen, erfinden sie es. Haben schon Tausende Patente. Sie sollen verrückt nach Ideen sein.“

„Verrückt! Das ist der richtige Ausdruck!“, warf Mammonis ein.

„Vor circa fünfzehn Jahren haben wir doch mal zwei dieser Aufschneider von dort gefangen gehalten. Und, hatten die Ideen, die uns weiterhelfen konnten? Als zweiter Einstein wurden sie verehrt. Hießen sie nicht gar so ähnlich?“

„Zweistein. Sie nannten sich Zweistein, oh Mammonis! Nichts als Ärger hatten sie uns eingebracht“, erinnerte sich einer der Anwesenden.

„So war es. Zweistein! Dass ich nicht lache. Nichts ist aus ihnen geworden. Die waren nicht mal ein Stein. Die waren Staub gegen uns. Einer hat sich in Luft aufgelöst, wenn man meinen Beamten Glauben schenken darf. Der andere wurde blöd, total vergesslich. Haben ihn dem Kapitän des alten Postschiffes geschenkt. Ha, ha!“

„Postschiff! Hat jemand Postschiff gesagt?“ Aus einer

leicht abgedunkelten Nische des Raumes erklang die heisere, aber unangenehm scharfe und helle Stimme eines alten Mannes.

„Dich hat keiner gefragt“, rief Mammonis in die Richtung der Wand, an der ein Bildnis seines Vaters hing. Es war schon viele Jahre her, dass sich dessen Geist in diesem Raum geregt hatte.

„Der Kapitän“, fuhr die Stimme unbeeindruckt fort, „der Kapitän oder sein Sohn werden wissen, wo die Kapriolen zu finden sind. Übrigens gab es dort jüngst ein Erdbeben. Der Dolch der Hyazinthen wurde bewegt.“

„Behalte deine Fantasien für dich, ich habe andere Sorgen. Märchen bringen mich hier nicht weiter. Für heute habe ich genug davon gehört.“ Er winkte müde in Richtung der Stimme und schloss die Augen.

Doch die Stimme gab nicht auf: „Zwei schwarze Seelen haben es in unserer Geisterzeitung verbreitet. Sie waren bis zum Erdbeben selbst hinter dem Dolch her. Er sollte sie zur Blauen Quelle führen. Du kennst die Geschichte, mein Sohn. Ich habe sie dir früher erzählt.“

„Wer kennt die nicht“, ging Mammonis auf das nervige Geistergerede ein. „Die Herrschaft über alle Menschen der Welt verschafft sie einem. Guck dir die hier an. Meinst du, ich brauche von denen noch mehr?“

Plötzlich betrat Patricia Portefeuille von Mammonis, First Lady von Mammonhetten, den Raum durch die Tür, über der das Bildnis hing. Die letzten Gesprächsfetzen hatte sie noch mitgehört und beugte sich mitleidvoll lächelnd über Mammonis, um ihm ins Ohr zu flüstern: „Mach keinen Fehler, mein Liebling, höre auf deinen alten Herren!“

„Wie kommst du denn darauf? Ich bin unfehlbar. Hast du das vergessen?“ So leise konnte er gar nicht flüstern, ohne dass es nicht alle hörten.

„Unfehlbarer, großer Mammonis, Herrscher aller Luxlinge, wer wagt, daran zu zweifeln.“

„Niemand, ihr Dummköpfe! Frau Mammonis unterbreitet euch jetzt *meinen* Vorschlag.“ Leise fragte er: „Du hast doch einen?“

Alle Augen waren auf die in schillernde kaltgrüne Seide gehüllte Frau gerichtet, die sich stolz hinter ihrem Mann aufgebaut hatte.

„Wie ihr schon selbst neidlos festgestellt habt, sind nicht alle Menschen auf der Welt so einfallslos und dämlich wie ihr. Denkt an die Kapriolen. Rauben wir ihnen doch ihre Ideen.“

„Ihre Ideen!“ Alle lachten. „Wie soll das denn gehen?“

„Ihr Blödmänner, hier wird nicht gelacht!“, rüffelte Mammonis die Runde und wandte sich ungläubig glotzend der grün glänzenden Erscheinung zu. „Wann ist mir denn das eingefallen, Liebste? Ist das wirklich von mir?“

Da stellte sie sich noch herrschsüchtiger in den Raum. „Wenn Mammonis sagt: raubt ihre Ideen, dann wird das gemacht und fertig.“

„Ihr habt es gehört, ihr Dumpfbacken. Ideen rauben und fertig. Euch fällt so etwas natürlich nicht ein“, warf er ihnen vor und lehnte sich zufrieden zurück.

„Mammonis' Plan läuft folgendermaßen“, belehrte jetzt Patricia Portefeuille von Mammonis überheblich die stauenden Anwesenden. „Wir laden so ein paar Naseweise zu einem Ideenwettstreit zu uns ein. Diese Kapriolen sind doch neugierig von Geburt. Da können sie nicht widerstehen.“

„Auch das noch!“, dachte sich Mammonis, denn in Mammonhetten waren keine Ideen aufzutreiben. „Ein Ideenwettstreit ohne eigene Ideen, wie soll denn das gehen?“

Doch sie entwickelte ihren Plan einfach weiter: „Mein Sohn, Hektor Mammonis, künftiger Herrscher über Mam-

monhetten, wird ein Computerspiel erfinden, das sie unmöglich gewinnen können. Wenn doch, macht das nichts. Nach Hause lassen wir sie sowieso nicht. Sollen sie hier zeigen, was sie können. Ihre Eltern werden wir schon rumkriegen. Wir müssen nur einen Weg finden, ihnen ihre albernen Mützen wegzunehmen. Ohne Mützen sind sie nichts, glaubt mir das. Und eins vergesst nicht, ihr Einfaltspinsel. Haben wir erst ihre Kinder, werden sie auch den Dolch rausrücken. Als Besitzer der Blauen Quelle wird euer aller Herrscher, Mammonis von Mammonhetten, Herrscher über die ganze Welt werden. Das gibt ein Licht!“

Mehr hatte sie nicht zu sagen. Für sie war wichtig, dass ihr Sohn, der ihr über den Kopf zu wachsen drohte, beschäftigt wurde.

„Da schlage ich alle sieben Mücken mit einem Elefanten. Der Dolch führt uns zur Quelle und bringt Mammonis die Weltmacht. Hektor schenke ich dann ein Königreich am Ende der Welt, und die Kapriolen lassen wir für uns denken.“

Da hatte sie ja was angerichtet.

Die Kappenträger dritten Samtgrades senkten ihre Blicke, spielten nervös mit ihren Stiften oder knabberten an den Fingernägeln. Gut, dass sie Mammonis nicht gefragt hatte, wie man so einen Ideenwettbewerb ohne eigene Ideen organisiert.

Der hatte sich aber bereits mit dem Plan angefreundet. War es auch nicht direkt seiner, so war er doch eines Mammonis würdig. „Ihr habt meinen Vorschlag gehört. Also laden wir sie ein“, legte er hinterlistig grinsend fest. „Versagen sie, werden wir sie gefangen setzen, und wenn sie unsere Mannschaft schlagen ...“

„Dann bleiben sie erst recht hier, ha, ha!“, lachte da der vierte von links, der Geheimdienstchef der Luxlinge.

„Gut gemacht, Liebling. Es ist unsere letzte Chance“,

lobte Mammonis seine grünschillernde Frau. Er erhob sich und tanzte wie Rumpelstilzchen ums Feuer, indem er seinen Chefsessel schwungvoll drehte. „Erst die Kinder, dann den Dolch, dann die Blaue Quelle, dann die Liebe der Menschen nur für mich, dann die Weltmacht, dann, dann, dann!“

Doch plötzlich versank er wieder darin und sah seine Frau erschrocken an: „Sag mir mal, du Neunmalschlaue, wie wir sie einladen wollen, wenn wir nicht einmal wissen, wo sie wohnen?“

Wieder beugte sie sich über ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Geliebter Herrscher, du musst deine Ohrenklappenbatterien wieder einmal laden. Hast du dem Geist nicht zugehört? Irgend so ein Kapitän von einem alten Postschiff weiß es. Du hast ihm doch selbst damals unseren verdatterten Gefangenen geschenkt.“

„Ach! Ich hatte etwas verschenkt? Na gut, sei es geschenkt. Wo steckt der Alte jetzt? Wer es zuerst sagt, bekommt eine Perle an seine Ohrenklappen.“

„Sein Schiff liegt in unserem Hafen“, riefen alle auf einmal.

„Das gilt nicht. So viele Perlen habe ich gar nicht. Außerdem, seit wann wisst ihr mehr als ich? Das hat ein Nachspiel!“

Von diesen Plänen konnte der alte Kapitän des Postdampfers natürlich nichts wissen. Noch am selben Tag wurden Geschenke für die Einwohner von Pizza City verladen und ihm eine ansehnliche Stange Geld für ihre Überbringung geboten. Auch eine Seekarte mit der genauen Lage von Kapriolien kaufte man ihm ab. Dahin war er nun unterwegs.

Begleitet von einigen Fischerbooten umschiffte er die tückischen Untiefen vor dem Eiland, um dann sicher im

Hafen vor Anker zu gehen. Zufrieden sah er zu, wie sich die Kapriolen über die Geschenke und den Brief freuten.

„War schon alles rechtens“, stellte er fest und strich über die pralle Geldbörse.

Mit dem Wind

Corner entschloss sich, im Strom der Besucher auf das Schiff zu gelangen. Er wollte nicht, dass ihn jemand erkannte. Diese Mission war ganz allein seine. Hier musste er etwas über sich erfahren.

„Das Logbuch. Klar. Darin wird alles Wichtige notiert. Das muss ich haben“, entschloss er sich. „Im Logbuch muss eine Eintragung über meine Ankunft an Bord stehen. Das ist Pflicht für einen Kapitän.“ Er kannte sich noch ganz genau aus: Hier waren die Mannschaftskojen, da die Kombüse, hier die Back und dort ging es zur Kapitänskajüte. „Na, dann mal rein ins Heiligtum des Alten!“

In sie hineinzugelangen war nicht besonders schwierig. Der Kapitän war an so einem Tag mit der Wahrnehmung von Terminen vollständig ausgelastet. „Bestimmt kommt er wieder angetüdelt an Bord zurück.“

Jetzt galt es nur zu warten, bis der Steward mit dem Aufräumen der Kapitänsräume fertig war und schon konnte man den Schlüssel *übernehmen*. Freilich musste man wissen, wo der ihn ablegte beziehungsweise anhängte, denn bei Seegang wäre er schnell abhandengekommen, würde man ihn unter die Fußmatte legen. Er hingte ihn wie immer hinter den fünften Zahn eines Sägefisches, der den Eingang zur Kajüte zierte.

„Na also, geht doch!“, strahlte Corner zufrieden und huschte in die verbotenen Räume. Wie gern hätte er früher hier mal gestöbert. Nur alles angucken, was ein Kapitän so braucht. Die peinliche Ordnung beeindruckte ihn sehr. Elektronik und Bildschirme beherrschten den Raum.

„Ich brauche das Logbuch und für alle Fälle Seekarten von seinen Reisen“, dachte er und machte sich auf die Suche.

Die Schränke waren zwar verschlossen, aber in ihren Schlössern steckten die Schlüssel. Schließlich fand er die Bücher. Fein säuberlich geordnet. Törn für Törn. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er sich dem Datum seiner Ankunft in Pizza City näherte. Zügig blätterte er die Seiten um und überflog alle für ihn unwichtigen Einträge.

„Was steht da? Heute die illegale Fracht gelöscht. Unter Bewachung dem Stadtkommandeur übergeben. Für die Zahlung von Gold im Wert von 1.000 Gulden durch mich wurde die Verantwortung für Erziehung, Ausbildung und Sicherheit durch die städtischen Behörden übernommen. Unterschrift: der Kapitän.“

Corner musste es zweimal lesen, bis er begriff, dass tatsächlich er gemeint war, obwohl kein Wort stimmte. „Was hat er? Mich abgeliefert? Ist doch alles Quatsch! Ausgesetzt hat er mich, ha! Und Gold hat er sonst wo, aber nicht hier in Kapriolien gelassen. Das ist ja ordentlich geschwindelt. Bloß warum? Klar, das Gold. Ich war 1.000 Gulden wert. Soll er es behalten, ich habe dafür meine Freiheit.“

Das und vieles mehr ging ihm durch den Kopf. Vor allem, wer dem Kapitän einst Gold dafür gegeben hatte, damit er hier in Kapriolien eine gute Ausbildung bekäme, und was wäre, wenn der sich irgendwann mal davon überzeugen wollte, ob auch wirklich alles gut lief. „Vielleicht war der ja mit auf diesem Schiff und sucht mich jetzt. Das kann eng werden.“

Aber zunächst blätterte er weiter zurück bis zu dem Tag, als er an Bord kam. „Da steht vielleicht mehr über den edlen Spender.“

Plötzlich aber erklang freudiges Hundegebell.

Corner erkannte darin sofort die vertraute Stimme vom

Jack Russel Terrier des Kapitäns und schimpfte erschrocken vor sich hin: „Zum Klabaftermann noch mal, ist der heute aber schon früh zurück!“

Da half kein Verstecken. Einmal Terrier, immer Terrier. Keine Maus wäre hier rausgekommen. Es war die blanke Hundefreude, seinen Spielgefährten nach so langer Zeit wiederzusehen. Der kleine, sprunggewaltige und temperamentvolle Hundekerl nahm Corner voll in Anspruch. Da half kein „Aus!“ seines Herrn, und auch Corner hatte keine Chance, irgendeine Erklärung über seine Anwesenheit abzugeben.

„Sag mal, Schiffsjunge, willst du bei mir anheuern? Daraus wird nichts. Besser, du bleibst hier. In Mammonhetten wurde ich in einer alten Seemannskneipe nach dir ausgefragt. Und schon bist du hier. Ist das nicht ein merkwürdiger Zufall? War mir nicht geheuer, der Gast. Das will bei so einem alten Fahrensmann was heißen. Hat die Besatzung dich nicht Corner genannt, weil du immer auf den Ball aufpassen musstest? Warst ein fixes Kerlchen. Siehst ja, wie sich Pluto freut.“

„Ja, ich bin es. Wollte nur Hallo sagen. Die Tür stand offen, da bin ich schon mal reingegangen. Sie können nachsehen, ich habe nichts weggenommen.“

„Wills glauben, aber die Logbücher lagen nicht da. Oder war schon ein anderer hier, bevor du mich besuchen kamst?“

„Kann schon sein. Wie gesagt, die Tür war nicht verschlossen“, blieb Corner bei seiner Version. „Sagen Sie, Käpt'n, wissen Sie noch, wie ich an Bord kam?“

„Ist ja seltsam. Dieser komische Kauz in der Kneipe wollte wissen, wie du von Bord gekommen bist, und du fragst mich, wie ich dich aufgenommen habe.“

„Sie haben ihm doch nichts erzählt?“, drang ihn Corner, weiterzusprechen. Dann setzte er, indem er an die 1.000

Gulden dachte, etwas schlitzohrig nach: „Hatten vielleicht auch gute Gründe, zu schweigen.“

Der Kapitän sah ihn misstrauisch an: Hatte er schon im Logbuch geblättert? „Tja. Eigentlich haben wir dich gar nicht illegal aufgenommen. Ein kleines Boot in Seenot bat um Hilfe. Es war ungefähr 900 Seemeilen südlich von hier und gar nicht so weit von der Küste entfernt. Ein Mann mit einem Seesack trieb wohl schon an die drei Wochen steuerlos in seinem kleinen Kahn im Meer. Er schien am Ende seiner Kraft zu sein. Unser Schiffsarzt versuchte noch, ihm zu helfen, aber nach zwei Monaten erlag er doch dem gelben Fieber. Dass du der Seesack warst, erfuhr ich erst später vom Schiffskoch. Lagst wochenlang als blinder Passagier in einer Mannschaftskoje im Koma. Sie haben sich mächtig angestrengt, dich am Leben zu erhalten und erklärten dich später zu ihrem Schiffsjungen ehrenhalber. Damit standest du unter ihrem Schutz. Du hattest alles vergessen. Allerdings hast du in den Jahren hier an Bord schnell wieder sprechen gelernt. Warum habe ich mich damals nur nicht gefragt, welchen Grund der schiffbrüchige Mann hatte, dich zu verstecken? Na, jedenfalls hinterließ er keinerlei Namen, nicht von sich und nicht von dir. Einzig eine Schatulle habe ich noch von ihm.“

Er kramte ganz tief in seiner Seemannskiste. Ans Licht brachte er ein zierliches Kästchen, ganz aus Gold, wie es Corner schien. „Ich habe es als Erinnerung aufgehoben. Ist aus Gold, wie du siehst.“ Er reichte es ihm aufgeregt.

„Dich plagt wohl dein schlechtes Gewissen“, grinste Corner in sich hinein.

„Nimm du es jetzt. Eigentlich gehört es dir sowieso. Ein Zettel war noch drin. Zum Glück konnte ein ehemaliges Besatzungsmitglied die seltsamen Buchstaben entziffern. Du solltest nach Kapriolien gebracht werden. Das haben wir dann ja auch getan.“

„Von den 1.000 Gulden sagt er nichts“, dachte sich Corner, beließ es aber dabei. Wichtiger als Geld war ihm jetzt ein redseliger Kapitän, der es gut mit ihm meinte. Noch wusste er nicht viel mehr als vorher über seine Herkunft.

„900 Seemeilen südlich von dieser Küste, sagen Sie. War es ein seetüchtiges kleines Schiff oder mehr ein Flussboot?“

„Nun, ich möchte sagen, seetüchtig war es schon, aber doch mehr für die Flussschiffahrt geeignet. Ja, man konnte es sicher für beides benutzen.“

„Es kann also sein“, überlegte Corner laut, „dass der Mann aus irgendeinem Land kam, das über einen Fluss zu erreichen ist.“

„Wir fahren keine Flüsse hinauf, kennen also das Land nicht.“

„Noch eine Frage, Kapitän, und dazu eine Bitte, dann sind wir quitt, und alles, was ich in den Logbüchern gelesen habe, soll vergessen sein: Was wollte der Mann in der Schenke von Ihnen und wie sah er aus? Außerdem erbittete ich mir von Ihnen See- und Landkarten mit der Küstenlinie von dem Gebiet, wo sie mich aufgenommen haben. Ich möchte nämlich dorthin zurück. Sie haben doch heute andere Möglichkeiten, sich auf See zurechtzufinden.“

„Gut, Schiffsjunge Corner. Hand drauf. Nimm, was du brauchst.“ Er nahm eine Flasche Rum aus einem kleinen Schränkchen und goss beiden ein gutes Glas voll ein. „Nun zur Kneipe. Der Mann fragte mich nach deinem Aussehen. Was sollte ich darauf sagen. Hätte dich beinahe selbst nicht wiedererkannt. Neugierig war der, wollte wissen, ob mir bei dir etwas aufgefallen ist. Ein Muttermal zum Beispiel. Kann sein, kann nicht sein, habe ich ihm gesagt. Am Ende aber mehr: Ich glaube schon. Du hast doch eins unter dem Arm. Oder nicht?“

„Ja, nein. Was spielt das für eine Rolle?“ Corner war im

Moment in tausend Ängsten und sah sich erschrocken um, ob niemand lauschte. Leise fragte er weiter: „Wie sah der Mann aus?“

„Das ist ja das Ding. Eben habe ich ihn noch gesehen und schon ist er wieder vergessen. Vollständig aus meinem Gedächtnis gelöscht. Nur die Stimme, die Stimme habe ich noch im Ohr. Sie war überaus einschmeichelnd. Gar nicht typisch für die unfreundlichen Luxlinge. Freundlich, aber auch wieder nicht freundlich. Mehr schmalzig, trauen konnte man ihm wohl nicht. Wenn du mich fragst, Corner, will ich gar nicht mehr an ihn denken. Dir rate ich auch, dich vor ihm in Acht zu nehmen.“

Corner wurde unruhig: „Sieht verdammt nach einem Störenfried aus. Hat der Alte mit seinem Märchenbuch doch recht? Gibt es diese dunkle Macht, die verhindern will, dass ich den Menschen die Blaue Quelle zurückbringe?“

Doch dann fasste er wieder Mut. Schließlich hatte er diesen Auftrag vor Poldi und dem alten Bibliothekar übernommen. „Ist ja alles Quatsch. Den Klabautermann, den kann es ja noch geben, obwohl den auch noch keiner so richtig gesehen hat.“ Um den Kapitän rauszulocken, neckte er ihn: „War wohl der Klabautermann?“

Der schlug vor Schreck drei Kreuze und sah über seine Schulter, ob ihn einer ausspionierte. „Hier an Land? Meinst du, der verfolgt einen Seemann schon an Land? Erst dachte ich, der will Geld oder vielleicht die Schatulle. Nichts von alledem. Plötzlich war er wieder weg, wie vom Erdboden verschluckt.“

„Hat er denn nach der Schatulle gefragt? So wie nach mir?“

„Nein, nein. Davon war nicht die Rede. Außerdem hast du sie ja nun. Ich habe mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun. Nimm die Seekarten, die du brauchst, und schleich dich bei Nacht von Bord. Es dämmt ja bald.“

„Okay, Käpt'n. Ich denke, der Schiffbrüchige hat Sie für Ihre Umstände mit mir gut bezahlt. Nichts für ungut und ahoi!“ Er fand schnell die Karten, die er suchte. Es handelte sich vorwiegend um die Goldküste und das Windland. Die Landschaft 900 Seemeilen südwestlich konnte man einigermaßen erahnen. Wenn auch keine Ländergrenzen eingezeichnet waren, gab es doch Bezeichnungen für Flüsse, und wo Flüsse einen Namen tragen, leben auch Menschen.

In Gedanken schon ganz bei der bevorstehenden Reise stieg er in einem unbeaufsichtigten Moment hoch zum Mastkorb. Das Schiff rollte nur wenig im festgemachten Zustand und die kurzen Wellen klatschten an den Schiffsrumpf, als wollten sie sagen: „Komm, spiel mit mir. Lieg hier nicht so rum!“

Das kannte er auch ganz anders. Sturm, dunkle Nacht oder sengende Sonne, er hatte alles erlebt. Aber er war gern hier oben. Allein, über sich nur noch der Himmel. Sein Himmel. Mal war er unendlich fern, dann steckte er plötzlich mittendrin in den Nebelwolken. In seiner Erinnerung kamen plötzlich alte Träume wieder hoch.

„Was waren das nur für Gesichter? Und die Lieder. Dann ständig diese Mauern. War ich eingesperrt oder waren es die anderen?“

In seinem Kopf hämmerte es. Alles war wie immer durcheinander. Das Koma hatte die Zusammenhänge gelöscht.

„Viel weiß ich wirklich nicht oder nicht mehr. Aber ich muss da wieder hin. Das spüre ich. Die Blaue Quelle kommt später dran. Erst will ich wissen, wer ich bin. Außerdem will mich irgendjemand daran hindern. Oder ist es umgekehrt? Will er mir helfen?“

Im kühlen Abendwind fand er seine Ruhe. Die geschlagenen Gläser brachten ihn aber nach kurzem Schlaf wieder zu sich.

„Da ist doch dieses Buch. Warum sehe ich Zeichen, die

sonst keiner sieht? Ich bin doch normal. Oder nicht? Das Muttermal ist nun mal da, wo es ist. Warum interessiert sich aber ein anderer dafür? Da kennt mich einer, klar, und der will wissen, was ich vorhabe. Meinem Beschützer war es 1.000 Gulden wert, dass es mir in Kapriolien gut geht. Lief ja nun anders. Egal, ich komme auch so durch. Pizza City war nicht die schlechteste Entscheidung. Die Leute sind gut und leben im Einklang mit der Natur. Denen braucht man keine Blaue Quelle zu bringen. Die haben so viele Ideen, dass sie eher Land aus dem Meer gewinnen, als ihr eigenes zu zerstören. Nein, mit Kapriolien hat es eine andere Bewandtnis. Aber welche?“

Da fiel ihm wieder ein, dass ja der Dolch in den alten Vulkanen vergraben war. Er *sollte* ihn finden. Deshalb musste er hier an Land.

„Klar, der Dolch. Und weil ich ihn nicht allein finden konnte, wurde Poldi mein Freund. Vielleicht ist das aber auch alles ein böser Trick und Poldi ist hier der Macher. Nein, Poldi wäre auf jeden Fall mein Blutsbruder geworden. Er ist mein Freund und basta.“

Corners Gedanken rollten wie die Wellen immer hin und her: der Dolch mit dem Zeichen seines Muttermals, Buchrücken, die man nicht loslassen kann, tote Männer im Stollen und ein freundlicher Mann ohne Gesicht, wenn man dem Kapitän glauben durfte.

„Poldi kann ich den Dolch anvertrauen. Ihm fällt immer etwas ein, wenn es gefährlich wird. Außerdem hat er noch seinen verträumten Onkel. Schwer zu durchschauen, der Typ. Scheinbar verrückt, aber Poldi und der Bibliothekar sprechen gut von ihm. Diese Kapriolen. Geheimnisse, überall Geheimnisse. Bloß über mich wissen sie nichts. Oder weiß vielleicht Tschapka etwas? Auf jeden Fall werden sie mir helfen müssen, wenn ich mich auf die Reise mache. Tja, Corner, kneifen ist nicht, mein Lieber!“

Bei Anbruch der Nacht ging er von Bord.

Zum zweiten Mal verließ er seine vorübergehende Heimat. Diesmal aber freiwillig und voller Tatendrang. Ein letztes Mal übernachtete er in seinem Rotbuchenzelt. Hier im Baumhaus hatte er seine Ruhe wieder. Hier fühlte er sich sicher. Hier hatte er die schönsten Stunden mit seinem Freund verbracht. Hierher würde er immer zurückfinden.

Im Traum flog er Hunderte Meilen südwestlich, bis er an einen mächtigen Strom kam. Gegen den musste er anrudern. Es gelang ihm aber ganz gut, denn der Seewind, der weit ins Land blies, unterstützte ihn dabei. Unter diesem warmen, freundlichen Wind schlief er dann ganz fest ein. So fest, dass es schon heller Tag war, als ein Pfiff und vertrautes Hundegebell ihn weckten.

Poldi holte ihn ab, um Tschapka einen Besuch abzustatten. Dabei dachte er, anders als Corner, in erster Linie an ein schönes großes Eis. Wer wollte es beiden verdenken, dass sie so unterschiedlich waren.

„Gut, gehen wir“, sagte Corner. „Ich will nur gleich meinen Rucksack mitnehmen. Vielleicht hat Tschapka die Pferde schon gesattelt.“

„Lass den Quatsch, Corner. Ich habe mir das alles noch einmal überlegt. Wir warten noch vier, fünf Jährchen, machen dann unser Kapitänspatent und auf gehts ins geheimnisvolle Land, die Quelle suchen. Was meinst du dazu?“

„Das könnten wir machen, wenn wir Zeit dazu hätten. Ich glaube aber, irgendwer ist uns auf den Fersen. Denk an die beiden im Stollen. Mich hat man auch schon fast am Haken. Besser, ich tauche ab, glaub es.“

„Übrigens“, schwor Corner auf ihrem Weg zu Tschapka Poldi weiter ein, „wenn du einem begegnest, der aussieht wie irgendwer und keiner, dazu noch ständig freundlich grinst, dann Vorsicht. Kein Wort zu ihm, von nichts.“

Wir haben uns nie gesehen, was auch die anderen sagen. Schwindele, bis du die Röte der Abendsonne übertriffst. Egal. Versuche lieber, ihn auszuhorchen. Jage ihn mit deinem Hamster, mach, was du willst. Stell dich dumm, aber erzähle nichts.“

„Was soll denn das wieder? Sitzt dir der Teufel im Nacken oder der Schalk? In Kapriolien gibt es keine Kriminellen, die beiden Fremden im Berg mal ausgenommen.“

„Mag ja sein, aber versprich mir, dich daran zu halten. Ich werde mich nämlich von deinem schönen Land verabschieden müssen. Mir wird schon nichts passieren. Wenn die Götter es wollen, ha, ha!“, lachte Corner mitten hinein in das verdutzte Gesicht seines Freundes.

„Du willst es wahr machen? Hast wohl auch schon feste Pläne? Mensch Corner, das ist eine Sage. Der Dolch, gut, den gibt es. Den haben irgendwelche Vorfahren ihren Toten beigelegt. War so üblich damals. Du bist ja auch nicht vom Himmel gefallen. Das Postboot hat dich hergebracht. Sicher, deine Eltern stammen aus einem anderen Land. Wir werden sie schon noch finden, wenn wir groß genug dazu sind. Ich weiß ja von meinen Eltern auch nichts. Mache ich deshalb so ein Trara? Soll ich mich jetzt auf die Suche machen? Mann, die können uns von überall zurückschicken, wir sind gerade mal vierzehn.“

„Ich kann auch schon sechzehn sein, weiß man's?“, unterbrach ihn Corner lachend, damit Poldi mit seinen Versuchen, ihn umzustimmen, aufhörte. „Glaube mir, wir sind in Gefahr. Halte dich an meine Worte und kümmere dich um meinen Hund. Jetzt wollen wir Tschapka bitten, mir zu helfen. Dazu müssen wir ihm aber die ganze Geschichte erzählen. Bis auf den Dolch, versteht sich. Meinst du wirklich, dass wir ihm trauen können?“

„Wenn es der Bibliothekar tut ... Ich kann ihn auch gut leiden. Außerdem ist er mit meinem Onkel befreundet.“

„Das überzeugt mich nun wieder weniger. Der eine vergisst alles, der andere friert alles ein. Da ist mir deine Freundschaft schon lieber.“

„Ach, und der Bibliothekar, der nur in Rätseln spricht, kommt wohl besser bei dir weg.“ Poldi konnte es nicht leiden, wenn sich einer über seinen Onkel lustig machte.

„Ist ja gut. Sind aber schon drei irre Typen. Da musst du mir recht geben. Wusste gar nicht, dass Kapriolien so voll davon ist. Dazu du noch!“ Er lachte, klopfte ihm auf die Schulter und rannte los.

Da war für Poldi nicht mehr viel zu machen. Den holte er vor Tschapkas Iglu nicht mehr ein. Aufgebracht japste er hinter ihm her: „Irre Typen. Wir. Du bist ein Verrückter. Glaubst an Märchen. Weltenretter!“

Bei Tschapka war es wie immer freundlich und gemütlich kalt. Unter der großen Pelzmütze qualmte es, als sie ihm die Geschichte des Bibliothekars vortrug, so sehr musste er seinen Grips anstrengen. Es mag auch daran gelegen haben, dass sich die beiden bei der Wiedergabe der Ereignisse an Gefährlichkeiten, Lügen und Übertreibungen regelrecht übertrafen. Nach dem dritten Glas heißen Hölunderblütentees mit Krokushonig waren sie dann endlich fertig, und Corner schloss mit der Bitte: „Wenn Sie uns nicht helfen, Herr Tschapka, dann wissen wir auch nicht, wen wir noch fragen sollen.“ Obwohl sie wegen des großen Geheimnisses ja noch gar niemanden gefragt hatten.

„Gut, gehen wir in die Berge“, legte er plötzlich fest. „Den Weg kennt ihr ja. Dort gibt es eine Hütte. In der habe ich für alle Fälle Proviant für vier Wochen eingefroren. Damit sollte einer die Reise überstehen. Wenn ich richtig verstanden habe, fährt Corner allein. Ist auch besser so, Poldi. Bleib du bei deinem Onkel. Kannst noch viel von ihm lernen.“

„Im Moment lernt er eher von mir, wie man den Herd einstellt“, lenkte Poldi ab. Wusste Tschapka etwas von On-

kels Tagebüchern? Hatten sie gemeinsam ein Geheimnis? Er musste ihn unbedingt einmal über die Familie Zweistein ausfragen. „Außerdem hat er ja seinen Hamster, und nun noch Corners Hund. Dem kann er auch eine Menge beibringen. Corner, gib zu, dass ich dir fehle!“

„Klar fehlst du. Aber das Essen reicht nun mal nur für einen. Hast doch gehört. Du willst doch nicht, dass ich hungere“, klappte er.

Da Tschapka zur Eile mahnte, blieb den beiden Freunden keine Zeit mehr für weitere Auseinandersetzungen, egal, ob im Spaß oder ernsthaft.

„Übrigens“, sagte Tschapka plötzlich, „solltet ihr in der Nähe der Eiche dort oben irgendein Geheimnis haben, wird es nicht mehr lange eures allein bleiben. Kürzlich ist hier jemand herumgeschlichen. Ich habe ihn genau gesehen. Der war nicht von hier. Fragt mich aber nicht, wie er aussah. Die ganze Zeit überlege ich schon. Denkt also an meine Worte. Meidet die alte Eiche!“

„Weiß der denn alles von uns, he?“, flüsterte Corner zu Poldi.

Dem war das auch unheimlich. Erst die Sache mit seinem Onkel, von dem er noch viel lernen konnte. Woher wusste er das? Schließlich galt er doch als verrückt. Und jetzt die Eiche. Ihr Dolchversteck. Von ihrer Exkursion in die alten Stollen war er auch nicht überrascht. Das musste er klären.

„Sie kennen sich gut in Kapriolien aus, Herr Tschapka. Aber eigentlich sind Sie doch gar nicht von hier, sagt man.“

„So, sagt man das. Dann wird es wohl stimmen. Bin vom Himmel gefallen. Einer muss ja auf euch beide aufpassen“, lachte er und ging weiter voraus.

„Na toll“, dachte sich Poldi. „Aufpassen, auf uns. Nur warum? Warum er?“

„So, da wären wir.“ Tschapka setzte sich und lüftete kurz seine Pelzmütze. Der letzte Teil des Weges hatte ihn ziem-

lich angestrengt, weil er noch die Verpflegung aus der Hütte getragen hatte.

„Aha!“, sagten beide wie aus einem Mund.

Außer Latschenkiefern und niedrigem Kraut- und Buschwerk sahen sie aber nichts. Verwundert musterten sie die Gegend. Sie unterschied sich in nichts von den Eindrücken der letzten halben Stunde.

„Er wird es noch herbeamen, wirst sehen, oder aus einem Schneeball formen“, lachte Poldi.

„Zieht mal dieses Buschwerk zur Seite, aber passt auf, dass ihr nicht in die Mulde rutscht.“

„Ein Schiff!“ Corner stockte fast der Atem. „Poldi, ein kleines Boot, ich werde nicht wieder. Fehlt nur noch ein Fluss. Sie wissen doch sicher, wo hier einer ist, Herr Tschapka“, flachste Corner. „Ist sicher zugefroren, was?“

„Wir brauchen keinen Fluss. Die hier angelandet waren, hatten auch keinen. Sie kamen durch die Luft. Geendet sind sie aber unter der Erde. Das wisst ihr ja besser als ich.“

„Du, Corner“, platzte Poldi erstaunt heraus, „die hatten einen Ballon. Dieser schwarze Stoffberg mit Seilen muss ein Ballon sein. Mensch, du fliegst mit einem Ballon. Mit einem Luftschiff sozusagen.“

„Es war wohl mehr ein Zeppelin, mit dem wir leider nicht viel anfangen können“, warf Tschapka in das Gespräch der Jungen. „Sein Motor ist nicht mehr betriebsbereit, und reparieren können wir ihn nicht, weil ihr in Kapriolien keine Verbrennungsmotoren kennt. Dafür haben wir hier aber hervorragende Farben. Dieses Mattschwarz heizt den Ballon unter der Sonne so stark auf, dass er sich von allein erhebt. Mit sinkendem Sonnenstand schwebt er dann sanft zur Erde.“

„Schiff oder Ballon. Wenn es nur fliegt. Herr Tschapka, Sie sind ein Vieh auf der Geige, würde unser Schiffszimmermann jetzt sagen.“

Der dampfte richtig vor Stolz unter seiner Tschapka. So viel Lob und Bewunderung hatte er wohl doch nicht erwartet. „Ein Kinderspiel wird deine Reise sicher nicht, aber in den nächsten Tagen wirst du gut vorankommen. Wir haben eine stabile Nordostströmung. Da du ja nach Südwesten willst, kannst du dich ganz dem Ballon anvertrauen. Er driftet genau mit der Geschwindigkeit des Windes.“

„Etwa so wie in einem Segelschiff, wenn der Wind genau von achtern auf dem Kurs liegt?“ Corner war schon ganz in seinem Element. Vom Schiffsjungen zum Steuermann, das war doch mal eine schnelle Beförderung.

„Den Wind spürst du nicht, denn dein Ballon nimmt dasselbe Tempo auf. Entscheide selbst, wann du die Seile kappst, um mit dem Schiff weiterzufahren.“

„Schade, Blauer, dass du nicht mitfahren kannst. Könnte dir viel von der Welt zeigen. Sei nur schön brav zu Poldi.“

Bei der Nennung seines Namens öffnete der Hund mühsam ein Auge und sah zu dem Angesprochenen hin. In Hundesprache hieß das etwa: „Ach der! Mit dem komme ich schon klar.“ Unter den zärtlichen Streicheleinheiten seines Herrn war er in der eben erst gescharrten Mulde eingeschneift. Was weiß schon so ein Hund. Irgendwann ist sein Herrchen wieder da und alles ist wie immer.

Poldi starrte missgelaunt in den Himmel, unter dem in Kürze sein Blutsbruder verschwinden würde. „Am besten bringst du die Blaue Quelle gleich mit, damit wir sie dem Bibliothekar geben können. Er wird schon wissen, was damit zu tun ist. Wir sind die Verantwortung dann jedenfalls los. Ich muss noch Zweisteins Notizbücher durcharbeiten. Erfinder müsste man werden, der größte der Welt.“

„Maule jetzt nicht, Poldi! Was kann ich dafür. Versprochen ist versprochen. Du hast mit dem Schutz des Alten und unserem Geheimnis genug zu tun. Außerdem soll es doch bald einen Ideenwettbewerb geben. Den musst du

gewinnen. Denk an den Spruch eines alten Fahrensmannes aus Seemannsgarn: *Wer nicht spinnt, der nicht gewinnt.* Und im Ersteren bist du doch groß.“

Tschapka, der Einzige, der sich im Moment nützlich machte, indem er mit einer Druckluftflasche, die er seinem Rucksack entnommen hatte, den Ballon aufblies, spürte das Unbehagen der beiden Jungen, so kurz vor dem Abschied.

Die Sonne stand schon hoch über Mittag, als sich die schwarze Riesenblase erhob und am liebsten das Boot gleich mitgenommen hätte auf seine Reise in die Wolken. Das war aber zum Glück angebunden.

„So, jetzt heißt es Abschied nehmen“, polterte er in die schwermütige Stimmung der beiden hinein. „Mit dem Indie-Luft-Starren ist nun Schluss. Einer muss los, sonst löst sich die Verankerung und der Ballon ist fort.“

Sie umarmten sich flüchtig, wie sie das aus Filmen kannten.

„Machs gut, Corner. Pass auf dich auf. Wird schon richtig sein, was du machst. Auf mich kannst du dich verlassen. Außerdem passt dein Hund auf mich auf, ha. Nun hau schon ab und grüß schön. Unser Briefkasten bleibt. Ansonsten treffen wir uns unter deinem Baumhaus.“ Er befreite die Schlaufen der Seile aus den Bodenhaken und siehe da, langsam erhob sich der Ballon in die Lüfte.

Corner sagte gar nichts mehr. Seine Stimme war einfach weg, und Tränen muss man ja nicht zeigen, wenn man eine so lange Reise vor sich hat.

Eine halbe Stunde sahen die Daheimgebliebenen dem Luftschiff nach, bevor es in der Unendlichkeit verschwand. Immer mit dem Wind nach Südwest.

Der Ausscheid

Was war das für eine Aufregung in Pizza City, als bekannt wurde, dass die besten Schüler an einem Ideenwettbewerb mit den Luxlingen teilnehmen sollten. Alle waren von ihrem Sieg über die reichen Hochnasen zu 100 Prozent überzeugt. „Kinderspiel für uns“, hieß es. Jedes Elternpaar wollte seinen Sprössling natürlich bestens darauf vorbereiten. So ein Erlebnis würde sich für ihre Kinder in den nächsten Jahren nicht gleich wieder anbieten. „Mal die Welt kennenlernen.“

Die Kataloge aus Mammonhetten, über die sie alle drei Jahre Ware bestellten, waren schon überwältigend. Wie würde erst die Wirklichkeit sein? Der Botschafter der Luxlinge hatte darüber hinaus eine Vielzahl kleiner Geschenke für die Kapriolen mitgebracht. Die Erwachsenen konnten in kleinen Stadtführern die beeindruckenden Geschäfte bewundern, und für die Schüler gab es Taschenrechner. Das war doch mal was. Ideen hatten sie alle genug, aber mit dem Rechnen ging es ihnen wie den meisten anderen Kindern auch. Es war ein notwendiges Übel, *das man später sowieso nicht mehr brauchte.*

Mammonis von Mammonhetten, Herrscher aller Luxlinge, der sich täglich Bericht erstatten ließ, wie sein Plan, der ja eigentlich der Plan seiner Frau war, umgesetzt wurde, wartete schon ungeduldig auf seine Gäste. Er konnte sich nicht erklären, warum man sein Reich in der Ferne so verehrte, wo doch seine eigenen Untertanen ständig schlecht gelaunt waren.

„Sind eben doch gutgläubige Buntmützen. Oder sind

es gut gelaunte Faulpelze? Na, egal. Wenn wir euch erst mal hier haben, werden wir uns so oder so den Dolch der Hyazinthen besorgen. Dann weht ein ganz anderer Wind. Was braucht ihr eine Blaue Quelle? Färbt sie aus Langeweile oder Übermut noch rot, was? Ha, ha. So eine Welt-herrschaft ist was für Männer und nicht für schlafmützige Spinner.“

Von diesen heimtückischen Gedanken konnten die Kapriolen nichts wissen. Ihnen waren Bösarbeiten jeder Art fremd. Viele Familien fingen schon an zu sparen, damit es dem Kinde in der Fremde an nichts fehle. Vor allem die Kopfbedeckung wurde wieder aufgepeppt. „Man muss sich schließlich unterscheiden, wenn schon alle gleich klug sein sollen“, dachten sie sich.

Aus den Geschäften lachten Gesichter bunt bemützter Kinder von den Werbeplakaten. Tagelang übertrug der örtliche Radiosender Interviews, in denen die Kinder diese oder jene Frage beantworten mussten. Hauptsache, sie war schwer. Wie stolz waren die Eltern, wenn dann die richtige Lösung gegeben wurde. Eine so aufgeräumte Stimmung hatte es bei dem von Natur aus gut gelaunten Völkchen lange nicht gegeben. Aufgeregt waren vor allem die ehrgeizigen Eltern. Mehr auf jeden Fall als die, um die es eigentlich ging, ihre Schützlinge.

„Sage ich heute zu meiner Tochter Singspiel“, dröhnte der Herr Opernsänger Fidelius Langenhals in seinem tragenden Bass durch den Bäckerladen, „du musst die Aufgaben vom 35. Schulmonat noch einmal durchgehen, da hattest du einige schlechte Zensuren. Zugegeben, sie war damals krank. Meint sie zu mir, wenn ich so scharf auf diesen Wettbewerb sei, solle ich mich doch selbst beteiligen. Sie ist hier ganz zufrieden, auch mit ihren Zensuren.“

„Wem sagen Sie das“, klagte daraufhin die Bäckersfrau.

„Wem sagen Sie das? Denken Sie, meiner hat Bock, wie

er sagt, auf so einen Ausscheid? Er will Bäcker werden, wie ich. Dafür reiche es schon. Bester muss er nicht sein. Zurzeit tüftelt er den ganzen Tag an einer neuen Knetmaschine. Wofür rackert man sich ab? Bäcker, immer nur Bäcker. Er hätte zumindest das Zeug für einen Konditor oder für einen Zuckerbäcker in unserem Fünf-Sterne-Hotel. Früher war das ganz anders. Da hat unsere Schule Leistungen nicht nur gefördert, nein, auch gefordert.“

„So ist es. Womit soll ich mich noch alles beschäftigen? Ich muss singen. Immer nur zusehen, dass meine Tochter vorankommt und so klug wird, wie wir mal waren, das schaffe ich nicht. Ich denke, dass die Schule hier strenger vorgehen muss. Wir haben es ja auch geschafft und dieses schöne Land aufgebaut.“

„Meine Rede, Herr Opernsänger. Unsere Ideen haben dieses Land geformt, jetzt sind die mal dran. Aber meinen Sie denn, dass sich unsere Kinder darüber 'nen Kopf, also 'ne Rübe machen, wie es mein Sohn sagt? Das können Sie vergessen. Hier hilft nur Strenge. Leider weiß ich überhaupt nicht, wie so etwas geht. Ich habe nie übertriebene Strenge erlebt. Können Sie mir da nicht helfen?“

Da beteuerte der Herr Langenhals, dass er ihr gern helfen würde, aber er wüsste auch nicht wie. Sie hätten schon einiges versucht, ihrer Tochter die Flausen aus dem Kopf zu treiben, vergebens. Wie sie es auch drehten, für sie zählte immer nur ihr eigener Weg.

„Der Witz dabei“, erzählte er hilflos lächelnd, „bisher ging es immer gut für sie aus. Ihr erstes Patent zum Beispiel, ihre Kopfbedeckung ... Was haben wir nicht alles angestellt, damit sie etwas richtig Schönes und für die Tochter eines Opernsängers Würdiges für sich erfindet. Bücher haben wir bestellt, wie sich Menschen in anderen Ländern kleiden. Eigene Entwürfe haben wir ihr vorgestellt, nichts. Ihr fiel nichts ein, was sie auf dem Kopf tragen könnte, das

ihrem Charakter, wie sie meinte, gerecht würde. Stellen Sie sich vor, die Tochter eines Opernsängers und einer Buchverlegerin und dann keine brauchbare Idee. Es war eine Schande. Da entwarf sie am letzten Abend vor der Prüfung einen Steckkamm in Form einer Harfe, befestigte ihn sich im Haar und behauptete, das sei ihr geforderter Kopfschmuck. In Grund und Boden haben wir uns damals geschämt.“

Was er nicht sagte, war, dass er am Ende riesig stolz auf sie war, weil man sie für ihren Kopfschmuck bewunderte, ja beneidete. Sie war überhaupt ein seltsames Kind. Gar nicht strebsam wie die Eltern. Singen, ja singen, das konnte sie. Am besten den ganzen Tag und in allen nur möglichen Sprachen. Alles, was die CDs hergaben. Den ganzen Tag Geträller und Getanze. Wie sollte man so etwas zum Lernen erziehen? Wurde es wirklich einmal richtig schwer in der Schule, war bestimmt jemand da, der ihr half. Sie hatte ein so bezauberndes Lächeln, dagegen konnte niemand an. Wenn sie lächelte, fiel ihrem Gegenüber nichts mehr ein. Er musste sich geschlagen geben. Das erfuhren der Herr Opernsänger und die Frau Verlegerin als Vater und Mutter jeden Tag. Lächelte sie, waren sie sofort freundlich und jede ihrer streng gemeinten Ermahnungen glitt hinüber in eine freundliche Bitte.

So auch diesmal.

„Streng dich doch bitte etwas mehr an, damit du für den Wettbewerb ausgewählt wirst. Wir wären so stolz auf dich. Was würde das Theaterpublikum sagen, wenn unsere Tochter einen Kartengruß aus der Glasstadt der Luxlinge schickt. Ich bin richtig aufgeregt. Sie soll supermodern sein.“

„Ja, Papa“, war die ganze Antwort auf die eingehende Bitte. „Was wollen die nur von mir“, klagte sie singend vor sich hin. „Ich bin in der Pubertät und habe noch nicht mal

einen Freund. Das ist viel schlimmer. Warum traut sich nur keiner?“ Die Älteren vom 70. Schulmonat motzten zwar ganz schön rum, sie waren ihr aber entweder zu grob oder hatten ein zu großes Mundwerk.

„So einen wie Papa müsste man finden. Na gut, nicht ganz so. Wenn Poldi doch ein, zwei Jahre älter wäre ...“

Tja Poldi, der war beliebt, aber eben zu jung. Schade. Einmal hatte sie ihn schon geküsst. Für die Erledigung einer Matheaufgabe.

„Wurde der rot! Richtig rot. Da half dir auch der Schirm deines Basecaps nichts, mein Lieber. Alle haben das gesehen.“ Verzweifelt dachte sie: „Was soll man mit dem anstellen. Der hat doch nur diesen Corner und seinen Hamster im Kopf. Obwohl, Freund Corner ist fort“, fiel ihr plötzlich ein. „Keiner weiß wohin, nicht einmal Poldi. Da müsste er Zeit für mich haben. Er muss mir helfen, diesen Auswahlzirkus zu bestehen. Zaubern kann er zwar auch nicht, aber der schafft das schon mit mir, wenn er sich nur richtig anstrengt. Gibt es eben diesmal den Kuss schon vorher. Einen Film über Tierkinder und die Abrichtung von Hunden lege ich noch obendrauf.“

Eigentlich war der Film als Kaufanregung für die lieben Eltern gedacht. Sechsmal hatte sie ihn laufen lassen, bis die Mutter meinte, sie wolle doch wohl keine Zooangestellte werden. Ernüchtert nahm sie die Kasette aus dem Rekorder und legte sie ganz weit weg.

Zur Mutter sagte sie nur: „Du merkst auch nichts. Mann, ich wollte euch für so ein Tier begeistern. Unsereins hat auch ein Herz. Bald jeder aus der Klasse hat irgendein Vieh, nur ich wieder nicht. Aber ihr könnt mir mit dem nächsten Postboot ja einen Film über die Menschwerdung bestellen. Von ... na ja, man weiß schon, bis zur Geburt. Damit kann ich mich dann auf mein Medizinstudium vorbereiten. Schließlich hat jeder mal angefangen.“

Den Eltern verschlug es daraufhin völlig die Sprache. Als sie sie wiedergefunden hatten, erklärten sie sich mit einer Tierfreundschaft ihrer Tochter einverstanden. Auch den Poldi könne sie ruhig mal wieder mit nach Hause bringen. Aber ohne seinen Freund. Da wisse man ja noch nicht einmal, woher er komme.

Das war doch mal was.

Da lag sie nun in ihrem Zimmer und starrte die neuesten Poster der angesagtesten Gruppen der Welt an.

„Wollt ihr mir nicht helfen? Immer diese Elternwünsche! Merkt denn keiner, dass ich am liebsten singe. Sagt doch mal was! Einmal ist schon der Spiegel gesprungen, so sehr habe ich ihn in Schwingungen versetzt. Poldi meinte, so etwas gibt es. Davon hat er schon gehört. Na bitte, kann ich doch auch was, was andere nicht können. Wenn mein Geist nur so strahlen würde wie meine Stimme! Lichtlein“, so nannten sie ihren Klassenleiter, weil er immer forderte, keiner solle sein Licht unter den Scheffel stellen, „würde abheben vor Stolz, wenn er mir ein Leuchten entlocken könnte.“

Voller Vertrauen auf Poldis Einfallsreichtum öffnete sie ihr Fenster und sang bestens gelaunt ins Freie. Es dauerte nicht lange und eine Libelle kam angebrummt. Ihre Libelle. Die hatte sich in letzter Zeit so sehr an Singspiels Stimme gewöhnt, dass sie stundenlang in ihrem Fensterrahmen dem Gesang lauschen konnte. Jedenfalls kam das Singspiel so vor.

Grünblaue, pergamentene Flügelpaare, eins so groß wie ein Handteller, stellten sich schräg nach oben, während der nach hinten immer schlanker werdende Körper ruhig, scheinbar ohne Gewicht, auf den sechs Beinen lag. Einzig der große Kopf mit den grünbunten Facettenaugen, in denen sich die ganze Welt widerzuspiegeln schien, bewegte sich im Rhythmus des Gesanges.

„Komm mit, Libellchen. Wir machen uns auf den Weg zu Onkel Zweistein. Du musst Poldi finden, hast doch einen guten Überblick. Ich habe etwas mit ihm zu besprechen. Wir müssen ihn bezirzen, verstehst du?“

Damit nahm sie das zutrauliche Insekt, setzte es sich auf die Schulter und spazierte das Tal zum alten Nussbaum hinauf. Von Onkel Zweistein erfuhr sie, dass sich Poldi wohl oben bei den Eichen herumtrieb. Unter einer besonders großen wäre sein Lieblingsplatz.

Das war doch mal was. Ein Spaziergang in die Berge. Es war eine Freude, sie durch die Wiesen und Felder springen zu sehen. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass selbst Blumen, die ihre Blütenblätter schon zum Schlaf gefaltet hatten, noch einmal nach der schönen Sängerin blinzelten.

Poldi hatte diesen einsamen Platz hier oben unter der alten Eiche ausgewählt, weil er allein mit sich und in Gedanken an Corners Reise sein wollte. Außerdem riet Tschapka bekanntlich dazu, für den Dolch ein besseres Versteck zu finden.

„Mensch Corner, wenn du wüsstest ... Ich hänge hier rum, obwohl ich meinen Vater suchen müsste. Tschapka hatte mir erzählt, dass er noch vor meiner Geburt von den Luxlingen gefangen genommen wurde und seitdem als verschollen gilt. Wie es dazu kam, erfährst du später. Jetzt muss ich erst einmal nach Mammonhetten, der Hauptstadt der Luxlinge. Der Wettbewerb kommt mir da gerade recht. Muss ihn nur noch gewinnen, dann meinen Onkel auf meine Abwesenheit einstimmen und den Dolch verstecken. Besser, ich suche erst einmal für den Dolch ein sicheres Versteck, damit ich die Verantwortung los bin.“

So mit sich und dem Ausgraben des Dolches beschäftigt, vernahm er das fröhliche Stimmchen von Singspiel erst, als sie schon beinahe vor ihm stand.

„Du? Was machst du denn hier oben? Woher kennst du überhaupt diesen Baum?“

„Also, wenn dir mein Besuch nicht passt, kann ich ja wieder gehen. Ist es denn so wichtig, ob ich diesen Baum kenne oder nicht? Dein Onkel hat mir gesagt, wo du bist. Aber schön ist sie schon, die Linde. Ist doch eine Linde, oder? Ich kenne ein schönes trauriges Lied von einem Lindenbaum. Soll ich's singen?“ Damit raffte sie ihren mittellangen weißen Leinenrock und schubste sich ganz eng an Poldi heran.

„Der wird Flecke kriegen“, sagte der, schüchtern errötend vor der körperlichen Nähe des schönen Mädchens. „Außerdem ist diese Linde eine Eiche.“

„Macht nichts. Aber was hast du denn da unter dem Hemd versteckt?“

Poldi war über den plötzlichen Gast so erschrocken, dass er im Moment nichts Besseres mit dem Dolch anzufangen wusste, als ihn locker in sein Hemd zu schmeißen. Da war er natürlich für neugierige Mädchenaugen gut auszumachen.

„Ach so, ach ja“, stotterte er verlegen, „das ist ein Messer. Muss man haben, wenn man sich hier oben in der Wildnis aufhält.“

„So, gibt es hier Wölfe? Oder willst du Murmeltiere kilen? Das darfst du nicht, das weißt du ja“, neckte sie ihn. Schnell warf sie ihn um und versuchte, in das Versteck hineinzugreifen.

Völlig überrumpelt und die Mädchenhand unter seinem Hemd spürend übernahm jetzt die rote Farbe komplett die Macht über ihn. „Vorsicht, ist scharf!“, brachte er noch heraus. Da war es schon zu spät. Der Schnitt in Singspiels Hand war nicht mehr zu vermeiden.

„Au, du bist ja gefährlich, Poldi!“

„Hab doch gesagt, ist scharf“, entgegnete der schon wieder etwas selbstsicherer.

„Ja schon, aber doch nicht so scharf. Jetzt musst du auf meine Hand pusten, sonst heilt sie nicht.“

Brav nahm er daraufhin ihre Hand und blies vorsichtig auf die kleine Wunde.

„Ich glaube, das hilft nicht. Du musst die Wunde aussaugen, wer weiß, was sonst für Erreger hineinkommen.“

Auch das sah Poldi ein, wusste er doch, dass man das bei Schlangenbissen auch so machen musste. Mutig führte er ihre zarte, verwundete Hand an seinen Mund und presste diesen auf die leicht blutende Schnittwunde.

Was aber jetzt? Er war kein Sanitäter, er war ein Junge und sie ein schönes Mädchen. Seine Lippen berührten die Innenfläche ihrer Hand. Das sagt sich so leicht. Aber mach das mal mit dreizehn Jahren. Hier oben, allein unter einer Eiche in der Abendsonne.

„Poldi, das tut gut. Ein bisschen musst du aber noch. Bis es aufhört zu bluten. Ich sage dir dann schon, wann.“

War das schön! Poldi küsste ihr die Hand. Das krabbelte nicht nur tatsächlich, das kribbelte auch ganz allgemein.

„Gefällt dir das, Poldi?“

„Was heißt hier gefallen“, stieß er aufgeregt hervor, „ich denke, ich soll dir helfen.“

„Tust du ja, aber ist das nicht auch schön? Sieh mal. Du hast jetzt mein Blut getrunken. Das musst du doch gemerkt haben.“

Und ob Poldi etwas gemerkt hatte. Über sein Bauchkribbeln würde er ihr aber nichts sagen.

„Bist du nun wieder gesund? Zeig mal her. Das heilt jetzt. Tut mit leid mit dem Dolch. Aber ich habe dir gesagt, er ist verdammt scharf.“

„Verdammt hast du nicht gesagt. Dann hätte ich besser aufgepasst“, scherzte sie. „Wer trägt so ein scharfes Messer auch im Hemd mit sich herum. Wolltest ihn wohl vor mir verstecken? Gib mal her!“

Er reichte ihn ihr vorsichtig hin. So blank, wie er in der Sonne blitzte mit seinem fein ziselierten Knauf, machte er richtig was her.

„Hallo, Poldi, das ist ja mal ein richtig schönes Stück. Vielleicht sogar *aquarianisch*. Zeig den mal unserem Jahreszahlvirtuosen. Du weißt schon, unserem *Hysteriker*.“

„Das ist kein Hysteriker, sondern ein Historiker. Den brauchen wir nicht. Der Dolch gehört Corner. Er hat ihn mir geschenkt. Jedenfalls für die Zeit, in der er nicht da ist. Corner weiß genug darüber, auch, dass er antiquarisch ist.“

„Ach so heißt das. Na, ist ja auch egal. Bei euch ist eben immer etwas los. Und wenn ihr nur Dolche versteckt. Spannend macht ihr es, das muss man schon sagen.“

„Erzähl bloß nichts darüber, Singspiel. Er hat ihn von seinen Ahnen oder so was. Auf jeden Fall ist er sehr wertvoll. Deshalb sind auch einige Leute hinter ihm her. Ich muss ihn von hier oben wegschaffen, sonst klagt ihn noch einer. Das sagt jedenfalls Tschapka.“

„Ich sage nichts. Du musst mir aber auch erzählen, wenn du den Dieb gesehen oder vielleicht sogar gefangen hast.“

„Das wird wohl nicht einfach. Wenn ich wüsste, wie er aussieht, dann könntest du mir helfen, ihn zu finden. Ich weiß nur, dass er sehr freundlich sein soll, mehr schmalzig. Zuletzt soll er eine Kappe mit einer Feder getragen haben. Kannst ja mal ein bisschen die Augen offen halten. Drei sehen mehr als zwei.“

„Wieso drei, vier. Vier Augen sehen mehr als zwei, sagt man.“

„Schon, schon, aber eins hast du ja immer bei den Typen vom 70. Schulmonat.“

Da lachte Singspiel und stupste ihn an. „Poldi beobachtet Mädchen. Er weiß, was ich treibe. Ist er eifersüchtig? Meine Hand durfte, so wie du, noch keiner küssen. Gut, ich passe mit auf. Rumschmalzen tut er, sagst du? Da ken-

ne ich einige. Aber einen Hut mit einer Hahnenfeder trägt in Kapriolien keiner. Das kann nur der Teufel oder ein anderer Buhmann sein. Kennt man ja aus Schauermärchen. Der wird ja nun nicht gerade hinter euch her sein. Da gibt es ganz andere Ganoven. Und wenn, den kann man auch überlisten. Außerdem passt meine Libelle mit auf.“ Lächelnd schüttelte sie ihren lockigen Kopf. „Die haben Sorgen, diese Halbstarke.“

Dann fiel ihr wieder ein, warum sie überhaupt Poldi besucht hatte. „Du musst mir dafür aber auch helfen.“

„Was helfen. Bei den Jungen?“

„Quatsch, die Klapser. Ich will mit zu den Luxlingen. Das heißt, ich will gar nicht. Meine Eltern wollen, dass ich will. Wer will das schon. Wenn du das verstehst.“

„Wie soll ich das verstehen? Ich habe keine Eltern, die mir etwas vorschreiben. Was ich will, entscheide ich selber.“

„Du hast es gut ... oder auch nicht.“

Damit nahm sie seinen Kopf. „Ich weiß schon. Ich kenne die Geschichte. Irgendwann kommt dein Vater zurück. Wirst es sehen.“

„Das ist es ja. Ich muss zu den Luxlingen. Meine innere Stimme sagt mir, dass ich dort etwas über meinen Vater erfahren kann.“

„Dann gehe ich erst recht mit. Ich muss dir ja helfen. Wir sind durch mein Blut miteinander verbunden, da kannst du nichts machen. Das heißt, du musst doch was machen. Allein komme ich da nie hin. Hilf mir, den Ausscheid zu gewinnen.“ Da war es wieder, das bezaubernde Lächeln der Singspiel, und alles war geregelt.

„Du brauchst mich gar nicht so anzulächeln. Ich hätte dir auch so geholfen. Schließlich sind wir Freunde. Verlass dich darauf. Musst nur klagen, dass dich das grelle Schullicht seit einiger Zeit stört und dir heftige Kopfschmerzen berei-

tet. Dann gebe ich dir meine Kappe, die wird dir Schatten spenden.“

„Ph! Deine Kappe. Wie soll ich denn damit aussehen.“

„Fesch. Warte ab, wirst sie schon noch achten und lieben lernen. Jetzt kannst du erst einmal zeigen, ob du sie auch verdienst.“

Er rannte los, bergab in sein Tal. Da kannte er jeden Stein. Singspiel sprang ihm dennoch leichtfüßig hinterher, dass er nur so staunte. Dass die hübsche Libelle auch ihr den besten Weg wies, konnte er sich beim besten Willen nicht denken.

An den Nussbaum gelehnt verschnauften sie.

„Passend oder nicht. Ich werde sie tragen. Schließlich ist sie von dir.“

Damit beendete sie ihren Nachmittagsausflug und begab sich leichten Herzens wieder nach Hause. Der Auscheid war in der Tasche. Irgendwas war mit dem Basecap von Poldi, so viel war klar. Sonst würde er nicht so viel Trara darum machen.

„Ist schon ein irrer Typ, dieser Poldi. Aber zu jung. Bis der pubertiert, das kann dauern!“

„Schnell ist sie ja“, staunte inzwischen ihr Schnittwunderstversorger, „aber zu neugierig. Ein Mädchen eben. Na gut. Soll sie mitkommen zu den Luxlingen. Da sie einmal unser Geheimnis kennt, ist es sowieso besser, man passt auf sie auf. Tja, Corner, wenn das hübscheste Mädchen aus Pizza City Poldi um etwas bittet, muss man wohl. Du kennst mein Basecap ja auch noch nicht.“

Dieses Basecap! Es war Poldis erst Pflichterfindung und, wie überall üblich, die charakterbildende Kopfbedeckung. Er hatte sich viel Mühe damit gegeben, um sein einfallsreiches Wesen auch gut zur Geltung zu bringen. Außerdem wiesen zwei an einer Seite eingefasste Steine auf seinen Namen hin. Wenn er beispielsweise den Schirm vorn im

Gesicht trug, konnte er über integrierte Spiegel verfolgen, was seine Nachbarn gerade taten. Bei schriftlichen Arbeiten war das schon manchmal hilfreich. Schob er ihn in den Nacken, übertrug ein Kameraauge die rückwärtigen Bewegungen auf einen kleinen separaten Bildschirm. Rechts oder links getragen, übertrugen Lautsprecher Musik aus seinem CD-Spieler in der Hosentasche auf seine Ohren.

Diesmal sollte es Singspiel gute Dienste tun.

Im Moment interessierte das Poldi aber alles weniger. Er musste ein sicheres Versteck für den Dolch finden.

„Onkels Baumschrank? Nein, das geht nicht. Er soll ihn ja auch nicht finden. Macht sich eventuell Sorgen, was sein Neffe so alles anschleppt.“ In Gefahr wollte er ihn auch nicht bringen. „Wenn ich ihn ganz oben im Geäst anbringe? Nein, geht ja auch nicht. Im Winter, wenn der Baum kein Laub mehr trägt, blinkt er in der Sonne. Unter der Erde ist es am besten. Und wer lebt unter der Erde und will seine Ruhe haben? Na sicher doch. Mein Hamster. Der lässt keinen rein in seinen Bau. Ha, den möchte ich mal sehen, der nach dem dicken, aufgeblasenen, fauchenden Kerl greifen will. Wer weiß, wie viele Gänge der da unten hat, in denen er ihn verstecken kann. Unter Zentnern von Weizen und Erbsen, dieser Strauchdieb.“

Er wickelte das Messer in Ölpapier ein und strich dick Ahornsirup darüber. Die Hamsterverführung an sich. Dann tat er so, als hätte er ihn aus Versehen liegen lassen. Nach kurzer Zeit stieg der Geruch von frischem Sirup in die empfindliche Hamsternase. Sichernd nach allen Seiten, ob jemand Anspruch auf dieses Paket hatte, schlich er sich heran, um es mir nichts dir nichts in seinen Bau zu ziehen.

„Braver Hamster. Auf dein Wesen ist Verlass.“ Zufrieden und stolz, dass er ihr gemeinsames Geheimnis, die *Totenklänge* sicher verwahrt hatte, konnte er sich nun wieder anderen Dingen zuwenden. Zum Beispiel, mit welchen Tricks

Singspiel diesen Wettbewerb überstehen würde. „Mit rechten Dingen bestimmt nicht.“

Die Tage vergingen und die Stimmung in Pizza City heizte sich weiter auf. Besonders die Eltern der teilnehmenden Kinder lieferten sich wieder einmal heftige Wortgefechte über Recht und Unrecht des Ausscheidens oder Weiterkommens Einzelner. So ehrgeizig war man in Kapriolien schon seit Jahren nicht mehr gewesen.

Denn ihre Schule war eigentlich mehr eine *Gute-Laune-Schule* als ein Bewertungsinstitut. Da in diesen Ausscheiden aber nun mal Bewertungen vorgenommen werden mussten, gab es selbstverständlich, wie in anderen Schulen üblich, Streit darüber. Kurz, die Stimmung war auf einem Tiefpunkt.

Einzig die bis heute übrig gebliebenen dreißig Teilnehmer trugen ein stolzes Lächeln zur Schau. Nicht die Schüler. Die Eltern, versteht sich.

Die Prüflinge nahmen das alles mit großer Gelassenheit, obwohl noch fünf von ihnen rausfallen würden. Ehrgeiz und Überanstrengung war nicht das Ding Kaprioler Schüler. Sie waren der Meinung, Ideen müssen reifen. Die kann man nicht so einfach gegen Zensuren abrufen. So wurden sie bisher erzogen. Warum sollte sich das jetzt ändern? Auch ein Wettbewerb muss doch erst mal Spaß machen. So schnell ließen sie sich ihre Freude an der Schule nicht nehmen. Ein bisschen *Auf-den-Putz-Hauen* war schon angesagt.

„Was können wir dafür, wenn die Lehrer die Welt anders sehen als unsereins!“, war die allgemeine Meinung. Also wurden die gestellten Aufgaben erst einmal gelassen betrachtet. Nach dem Motto: „Muss ja nicht gleich sein. Das wird schon noch.“

Das traf natürlich nicht den Geschmack der Pädagogen,

die mit jeder Fragestellung erwarteten, dass sich alle sofort konzentriert damit beschäftigten. Ein frommer Wunsch.

Damit es ein wenig spannender wurde, ließen sie sich extra für diesen Wettbewerb ein Bewertungssystem einfallen.

Stufe drei war ein *Na ja* und hieß: *Man kann es gelten lassen.*

Stufe zwei gab ein *Aha* und bedeutete: *Kann man so machen.*

Stufe eins ergab ein *Top*, das hieß: *So ist es am besten.*

Klar, dass alle *top* sein wollten.

Sie waren von sich sowieso überzeugt, dass sie alle *top* waren. Für ein *Na ja* wollte sich keiner einen Lacher abholen. Schadenfreude war unter Schülern auch in Kapriolien nicht verboten. Einzig die Lehrer mussten sich da raushalten.

Unter ihren erstaunten Blicken hatte es sogar Singspiel bis hierher geschafft. Ihrer Bitte, wegen plötzlicher Lichtempfindlichkeit Poldis Kappe tragen zu dürfen, wurde stattgegeben. Welche Bitte wurde ihr schon nicht erfüllt. Auf diese Weise konnte sie, wie es Poldi ihr beigebracht hatte, mal mit Spiegeln, mal mit der Schirmkamera vom Nachbarn oder Hintermann abkupfern. Bei schriftlichen Arbeiten ging das ganz gut. Die Kamera lieferte scharfe Bilder. Glücklicherweise schrieb sie auch selten etwas Falsches ab. Das lag aber mehr an der guten Qualität der Arbeiten ihrer Nachbarn.

Der Stolz ihrer Eltern kannte keine Grenzen. Aus Dankbarkeit lud der Herr Opernsänger Langenhals das gesamte Schulkollegium zur nächsten Opernpremiere ein.

Doch heute half das alles nichts. Heute wurde es ernst.

Die Zeit der mündlichen Prüfung war herangekommen. Wer sich nicht hervortat, konnte die Reise zu den Luxlingen vergessen.

Für Poldi war klar: Er musste dahin, und er hatte auch kaum Sorge, dass er hier nicht durchkommen würde.

Singspiel verließ der Mut. Hier konnte ihr Poldis Wundermütze nicht helfen. „Ph, mündlich! Die sind doch alle viel schneller als ich. Hoffentlich fragt mich Lichtlein nicht ab. Aber irgendwas muss ich machen. Wenn ich gar nichts sage, fliege ich bestimmt raus. Und wenn ich gleich hier bleibe? Geht ja auch nicht. Ich habs Poldi versprochen. Ganz abgesehen von meinen lieben Eltern. Die haben eine Freude an mir. Neuerdings macht es richtig Spaß, nach Hause zu kommen.“

Mitten in diesen Gedanken erwischte sie Poldi vor einem großen Fenster im Klassenzimmer. „Na, Singspiel, gut drauf?“

„Poldi, lass mich! Das wird heute nichts. Guck dir die doch alle an. Lauter Schlauberger. Hübsche Kerle sind zwar auch darunter ...“

„Dass du dich immer ablenken lassen musst. Hübsche Kerle, ja, morgen wieder. Jetzt hörst du auf mich. Du willst doch mit, meinen Vater suchen? Übrigens sollen die Jungen der Luxlinge auch nicht von schlechten Eltern sein.“

„Klar will ich mit. Mit dir, Poldi, das weißt du doch. Ich lass dich nicht allein. Nur, wie soll ich dahin kommen, wenn heute alles mündlich ist?“

„Hab Vertrauen. Hier, nimm diesen Zettel. Den liest du vor, wenn die entsprechende Aufgabe kommt. Aber heimlich, es muss spontan aussehen.“

„Heimlich ablesen kann ich. Eine meiner leichtesten Übungen. Aber woher weißt du, ob diese Aufgabe drankommt?“

Sie überflog das Aufgeschriebene. „Verpackungsmüll. Wen interessiert das?“

Da grinste Poldi verschmitzt. „Lichtlein. Lichtlein interessiert das. Das ist sozusagen sein Hobby. Frage mich bit-

te aber nicht, woher ich das weiß. Mädchen müssen nicht alles wissen. Bei meinen Überlegungen, wie wir dich nach Mammonhetten bringen können“, trug Poldi im Stile eines Oberlehrers dicke auf, „mitten in diesen Recherchen also dachte ich, dass es von Lichtlein ja auch Pflichtpatente von früher geben musste.“

„Und die hast du dann gefunden, was? Schnell mal beim *Patenamnt* nachgefragt, ob sie nicht etwas vom Müll des alten Lichtleins von früher haben. Poldi, du flunkerst mehr als meine Libelle.“

„Daran musst du dich gewöhnen, mein Mädchen“, machte er jetzt ihren Klassenlehrer nach. „Es heißt aber immer noch Patentamt, und deine Libelle, wenn es sie denn gibt, flunkert nicht, sondern sie funkelt. So wie der Geist dieses jugendlichen Genies, Poldi Zweistein.“

„Ist ja gut. Ich gebe mich geschlagen. Werde mal wieder du selbst, sonst kann ich mich nachher vor Lachen nicht konzentrieren.“

Da erklärte er ihr, dass er *ganz zufällig* beim Aufräumen alter Unterlagen seines Onkels Hinweise auf ein Patent des Oberschülers Fernandez gefunden hatte. Interessante Überlegungen zur Müllvermeidung. Da sie aber bis heute in Kapriolen keine Rolle spielten, hatte er sich wohl damit nicht durchsetzen können.

„Lichtlein ist abgeblitzt. Verstehst du? Keiner wollte das Patent kaufen. Alle waren damit zufrieden, wie es zurzeit läuft. Das nagt, sage ich dir. Ein Buch hat er sogar darüber geschrieben. Nur kauft das auch keiner.“

„Und das hast du alles so ganz nebenbei rausgekriegt. Bei deinem Onkel, der noch nicht einmal einen Bücherschrank hat. Poldi, Poldi!“

„Nebenbei oder nicht, ist doch egal.“ Poldi war nicht bereit, weitere Geheimnisse preiszugeben. Zu leicht war ihm schon die Sache mit dem Dolch rausgerutscht. „Das Buch

und das Patent gibt es und deshalb gibt es auch einen frustrierten Lichtlein. Du wirst sehen, den hat seine Lieblingsidee bis heute nicht losgelassen. Wenn der seine Müllfrage nicht stellt, fresse ich einen Besen. Das klappt, wirst schon sehen.“

Hintergründig lächelnd betrat der Lehrer Primos Fernandez, genannt Lichtlein, das Prüfungszimmer. Festlicher als sonst trug er die gelbe Fliege um den viel zu dünnen Hals. Seine *Kreissäge*, ein den spanischen Vorfahren nachempfundener breitkrepiger Strohhut, saß keck auf seinem Hinterkopf.

„Wer heute sein Licht unter den Scheffel stellt, wird es im wahrsten Sinne des Wortes nicht zu Gesicht bekommen. Der Weg nach Mammonhetten, der Stadt der Lichtverschwender, wie man sie eigentlich nennen sollte, führt nur über meine erleuchtende Beurteilung.“

„Na fein!“, „Supi!“, „Wie nett!“, „Toll!“, klang es aus den Reihen. Vor Begeisterung beschlugen um ein Haar die Fenster.

„Ihr kennt die Regel. Es gibt drei Bewertungen von mir. Jeder kommt mal dran. Freut euch. Es sind Fragen aus dem Leben. Eines Kapriolen würdig, ha, ha. Wer seinen Grips nicht anstrengt, kann nicht verreisen. Diesmal geht es nicht über den Geldbeutel von Mama oder Papa.“

„Oh, wie gerecht!“, „Ist ja ganz neu!“, „Ganz ohne Geld, sieh an!“, „Auch ohne Beziehungen?“, „Wer weiß, wer da mitkommt!“, schallte es aus der Menge.

„Kommst du denn mit, Singspiel?“, lästerte einer aus den hinteren Reihen. „Aber dir können deine Eltern ruhig die Reise bezahlen.“

„Spinner!“, entgegnete Singspiel dem vorlauten, unsympathischen Gernot Spitzkopf, dessen Ohren und Haare unter seiner bunt geblühten Bademütze fest mit dem länglichen Kopf verwachsen schienen. Abschreckender

konnte er in ihren Augen gar nicht aussehen. Er fand sich natürlich schön, sonst hätte er die Mütze nicht erfunden. „Ich brauche kein Geld. Dich übertreffe ich allemal. Du hast doch Wasser im Ohr.“

Tatsächlich klagte Gernot Spitzkopf des öfteren über Ohrenschmerzen. Er war nämlich der Sohn des Schwimmmeisters und hielt sich deshalb, ohne Eintritt zu bezahlen, häufig in der Schwimmhalle auf. Hier zeigte er dann den heranwachsenden Mädchen seine Schwimm- und Sprungkünste. Besonders für seine Kopfsprünge war er berühmt. Er tauchte zum allgemeinen Erstaunen fast ohne Spritzer ins Wasser ein. Insofern machte ihm sein Name *Spitzkopf* alle Ehre.

„Als ein Breitkopf würde ihm das kaum gelingen“, lästerten dann immer die neidischen Jungen.

„Genug gequasselt! Hier die erste Aufgabe. Es geht um die Apfelernte. Darum, wer mit dem geringsten körperlichen Kraftaufwand einen Apfelbaum aberntet. Habt ihr verstanden? Ich will jetzt nicht hören, dass jemand mit der Leiter Äpfel pflückt. Das kann jeder.“

„Ja, ist doch gut, oder nicht?“, fragte Singspiel.

„Feine Antwort“, stichelte Freund Gernot, „mach nur so weiter. Bei dir hilft nicht mal Geld.“

„Du sammle weiter Pferdeäpfel für eure Erdbeeren“, konterte Singspiel, „dazu brauchst du keine Leiter, alter Stänker!“

„Zur Sache!“, beendete Lehrer Lichtlein das Streitgespräch. „Ich erwarte Antworten.“

Der Sohn eines Industrieingenieurs schlug vor, einen Baumrüttler zu entwickeln. „Dann wird eine Plane unter den Baum gespannt, und schon kann man alle Äpfel bequem raussammeln.“

„Na ja, ist doch mal ein Vorschlag“, wertete Herr Fernandez.

„Es ist nur sehr aufwendig, wenn man zum Beispiel nur einen Baum sein Eigen nennt, aber es ist schon was. Ein *Na ja* eben.“

„Ein *Na ja*“, lästerte die Klasse.

„Sag deinem Vater, Söhnleins Erfindungen seien so *na ja*“, warf jemand ein und ein breites Gelächter erfüllte den Raum.

„Dann rüttelt er aber an deinem klugen Köpfchen, bis die Ideen rausfallen. Besser ist, wenn du dann die Plane da drunter spannst.“

Hart getroffen vom ungerechten *Na ja* und den Witzeleien seiner Mitschüler, sank die Ingenieurkunst in sich zusammen. Es hatte den Anschein, als würde sein Kopftot durch die als Zahnrad gestaltete Mütze hindurch leuchten.

„Etwas mehr Ernst bitte ich mir aus. Weitere Angebote. Ideen, meine Damen und Herren, wie man das von einem Kapiolen erwarten kann. Hademar Großkopf, du möchtest dich beteiligen?“

Ein mächtiger, etwas träger Körper hatte seinen Arm nach oben geschraubt. Diesen Schüler hätte er nie von sich aus aufgerufen. War er doch der Sohn des Schuldirektors und eigentlich auch viel zu faul zur Mitarbeit. Seinen Kopf umhüllte passend eine als Kissen gestaltete Mütze. Was Faulenzer aber so in sich haben, sind Einfälle, wie sie mit weniger Arbeit auskommen. Insofern eine passende Frage für ihn. Da war sich Lichtlein sicher.

„Also“, entwickelte der ruhig und gelassen seine Antwort. „Ich würde ein Feuerchen unter dem Baum anzünden. Das macht viel Spaß und keine Arbeit. Dann schön langsam und niedrig brennen lassen. Das wärmt schön, denn im Oktober zur Apfelernte kann es schon empfindlich kühl werden. Jetzt muss ich nur noch warten, bis die süßen Früchte zu Bratäpfeln werden. Dann fallen sie herunter und jeder der möchte, kann einen kaufen.“

„Ja, ja. Matsch werde die, du fauler Sack.“

„Dir kaufe ich wohl Bratäpfel ab. Eher klaue ich welche von deinem Baum, Direktorensöhnchen.“

„Wenn du ein paar Aale in die Äste hängst, komme ich vielleicht mal vorbei.“

So oder so ähnlich ging es hin und her, bis Lichtlein ein Machtwort sprach: „Aha, also ein Feuerchen für Bratäpfel. Lassen wir einmal das abzusehende Ergebnis außer Acht, wird mir doch die Klasse zustimmen müssen, dass die Aufgabe, ohne großen persönlichen Kraftaufwand einen Apfelbaum abzuernten, erfüllt worden ist. Ein *Achtungs-Aha* ist angebracht. Gibt es jemanden, der das toppen kann?“

Poldi meldete sich und dachte: „Lieber gleich am Anfang mein Glück versuchen. Man ist ja belesen.“ Lichtlein bemerkte seinen Eifer und Poldi begann: „Wenn das auch eine Aufgabe für Faulpelze ist, bin ich doch nicht so faul, mich nicht daran zu beteiligen, zumal die Antwort leicht aus der Literatur abzuleiten ist.“

„Oho, Poldi entwickelt weise Gedanken aus dem Deutschunterricht!“, lästerte Lisbeth Hintersinn, Tochter des Stadtblattredakteurs, in der Hoffnung auf einen Lacher und die Aufmerksamkeit Poldis.

Da bekam sie es aber mit Singspiel zu tun. „Du, lass den Poldi. Der kann faul sein, wann er will. Pass du lieber auf deine Äpfel auf!“

Die Jungen lachten, denn sie hatten die Anspielung auf Lisbeths zur Schau getragene Rundungen wohl verstanden. Ihr Kopf war verlockend geschmückt mit einem roten Mützchen, das aussah wie ein zerbrochenes Herz.

„Ich denke mir“, fuhr Poldi fort, „ich mache gar nichts. Wenn die Äpfel reif sind, werde ich schon einen finden, der gerne Äpfel isst. Dem zeige ich dann, wo mein Baum steht, und gestatte ihm, alle Äpfel zu ernten. Er könne auch die Hälfte behalten. Mehr brauche ich sowieso nicht. Außer-

dem stand in der Aufgabe nicht, wie die Äpfel anschließend verwendet werden.“

Was wollte Lichtlein dazu sagen?

Einer rief rein: „Wie ich Poldi kenne, rückt er nur die kleinere Hälfte raus“, und hatte damit die Lacher auf seiner Seite.

„Würdest du es anders machen?“, warf sich Singspiel dazwischen.

Da rastete die Klasse vollends aus: „Singspiel hätte natürlich die größere Hälfte verschenkt.“

„Es ist genug.“ Lichtlein gab sich geschlagen.

„Typisch Zweistein. *Top*, Poldi. Was soll man dazu sagen. Den Beifall der Klasse hast du dir verdient. Wenn das auch eine hintertückische Lösung ist, die ein gewisser Tom Sawyer, wie du es richtig behalten hast, schon einmal beim Zaunstreichen verwendet hat, muss ich sie gelten lassen.“

Auf diese Art und Weise gingen die Stunden herum. Eine letzte Frage an alle sollte die Entscheidung über die noch zu besetzenden Reiseplätze bringen. Wer sich daran nicht beteiligte, würde es mit Lichtleins Spezialfrage zu tun bekommen.

„Es geht um die Autowäsche“, begann er. „Eine unangenehme, umweltverschmutzende Tätigkeit, die einige Kapriolenväter zu ihrem Hobby erklärt haben. Wie kann man diese erleichtern? Eure Vorschläge können euch nur zugutekommen. Früher oder später versteht sich.“

Herr Fernandez ging davon aus, dass es in beinahe jeder Familie ein Auto gab, das dann und wann gewaschen wurde. Oft genug durch großen körperlichen Einsatz der Sprösslinge. Ohne Freude, versteht sich, auch ohne Aussicht auf Lob. Jedes Mal fanden die Väter noch Stellen, die nicht genug glänzten. Da mussten sich Gedanken, wie man dieser Demütigung aus dem Wege gehen konnte, praktisch von allein einstellen.

Aufgeregt, weil sie immer noch nichts Vernünftiges beitragen konnte, meldete sich Singspiel. Poldi sah das und wollte ihren Eifer mit beschwichtigenden Gesten dämpfen, aber es war zu spät. Ihr Vertrauen, dass noch eine Müllfrage kommt, war dahin. Lieber wollte sie ihr Glück selbst in die Hand nehmen.

„Sie werden es nicht glauben, aber das ist doch ganz einfach. Wenn es regnet, fährt man es auf die Straße oder den Hof und fertig. Jedenfalls hat mein Vater oft genug geklagt, dass es wieder einmal regnen könnte, damit sein Auto sauber wird. Er hat einfach keine Zeit dafür. Ist das nun *top*, oder was?“

Schallendes Gelächter. Diesmal lachte sogar Lichtlein unerlaubt mit und dachte: „Ja, ja, so sind sie, die Langenhals. Nur nicht die Hände schmutzig machen.“

Poldi versuchte sofort, die Situation zu retten. „Nun kommt mal wieder runter. Das ist ein Mädchen. Was verstehen die von Autos. Außerdem hat das ihr Vater gesagt. Falsch vorgesagt, kann doch passieren. Seinem Vater soll man ja glauben. Ein *Na ja* hat sie sich verdient. Ich fahre Onkels Auto ja auch ins Freie, wenn es regnet. Ist doch praktisch. Werft jetzt nicht ein, was machst du im Winter oder bei langer Trockenheit. Geschenk. Klappt es bei Regen oder nicht? Wie ist es?“

„Na ja, wenn du es so siehst“, „Gut, weil es Singspiel ist“, klang es hier und da. So kippte die Stimmung der Kasse. Lichtlein lenkte ein und Singspiel hatte wieder Lust mitzumachen.

„In Ordnung. Nun aber ernsthafte Antworten“, forderte der strenge Lehrer.

Die wurden auch prompt geliefert, zu interessant war die Frage für die erfahrenen wenn auch unfreiwilligen Autowäscher. Ein *Aha* gab es für den Vorschlag, Waschstraßen zu entwickeln, durch die die Autos einfach durchfahren

können. Große Bürsten und Spritzen sollten die Reinigung übernehmen. Von allen Seiten, auch von unten. Das verschmutzte Wasser könnte dann auch gut wieder aufgefangen werden. Getoppt wurde dieser Vorschlag nur noch von einem Chemikersohn, der sehr interessiert an der Farbentwicklung war. Er meinte, in absehbarer Zeit könnte man eine Farbe herstellen, an der einfach kein Dreck hängen bleibt. In der Natur gäbe es Blätter, da perlt auch alles ab.

„So etwas aufs Auto und die Wäsche hat ein Ende.“

„Da streng dich nur an, dass es zu meinen Lebzeiten noch etwas damit wird. Einmal mit den Schuhen in solch eine Farbe und die liebe Seele hat Ruh“, freute sich Knuti, der Sohn des Schweinezüchters, der trotz großen Aufwands nie seine Schuhe ganz sauber bekam.

„Wasch dich lieber drin, Schweineknuti, dann haben wir auch unsere Ruhe.“

„Wird gemacht!“ Seine Sülzkotelettkappe wippte vor Lachen hin und her.

„Die Farbe kann man doch mit Duftstoffen haben?“, fragte er den künftigen Erfinder.

„Jede Sorte, selbstverständlich.“

Spaß machte er schon, der Ausscheid, vor allem jetzt, wo nur noch drei ernsthaft geprüft wurden. Das waren neben Singspiel auch Lisbeth Hintersinn und Reginald Lebertran.

„Kommen wir also zur letzten Frage. Wer hier kluge Ideen einbringt, kann sich gute Hoffnungen machen, die Luxlinge mit aufzumischen. Es geht um eine alltägliche Frage. Um Müll. Wer bringt gerne den Müll runter?“

„Ich!“, riefen die drei noch im Rennen befindlichen Schüler.

„Ihr schwindelt ja den Müllberg rauf und runter. Das war aber noch nicht die Frage“, wandte sich Lichtlein an die Prüflinge. „Niemand meldet sich da freiwillig. Nach meinen Beobachtungen bleibt diese Tätigkeit an der treu sorgenden Mutter hängen. Nicht war, Singspiel?“

„Was weiß ich. Woher soll ich wissen, was meine Mutter so treibt. Wenn sie gerne den Müll runterbringt, bitte, ich werde sie daran nicht hindern. Im Übrigen glaube ich gar nicht, dass wir einen Müllbeutel haben. Ich habe jedenfalls noch keinen gesehen.“

„Dann kommt die Frage ja gerade recht. Eure Vorschläge, wie kann man Verpackungsmüll bei Nahrungsmitteln reduzieren?“

Die Klasse zeigte sich ziemlich uninteressiert. Sie witzelte über die drei, dass sie ihre Pausenbrote doch zu Hause essen sollten, dann flöge nicht so viel auf dem Schulhof herum.

Um dem Treiben ein Ende zu setzen, schlug Lisbeth Hintersinn vor, Nahrungsmittel nur noch in mitgebrachten Behältnissen abzugeben. So entstünde gar kein Müll.

„Zurück zum Mittelalter. Na toll!“

„Trägst die Erbsen wohl in der Schürze nach Hause, Aschenputtelchen?“ So was Hinterwäldlerisches könne auch nur ihr einfallen, meinte die Klasse.

„Immer langsam“, warf da Herr Fernandez ein.

„Für die Dummheit bin immer noch ich zuständig. Sicher, es ist ein scheinbar unsinniger Vorschlag, aber er trifft den Kern der Frage, die Müllvermeidung. Da muss ich wohl oder übel ein *Na ja* rausrücken.“

„Na ja, weil Sie es sind, Herr Lichtlein“, flüsterte jemand aus der letzten Reihe zum Gaudi für alle, die es hören konnten.

Während Singspiel noch ihren Zettel suchte, drängte Poldi sie, doch nun endlich mit der Antwort rauszurücken. Da, sie hatte ihn wieder. Vor lauter Aufregung war er ganz zerknüllt, deshalb fand sie ihn nicht sofort.

„Hier, ich. Ich weiß, was man machen kann. Man muss die Verpackung aus einem Material herstellen, das man mitesen kann.“ So viel konnte sie auf dem Knüllspickzettel gera-

de noch erkennen. Und weil alle, einschließlich Herrn Primos Fernandez, völlig perplex auf Singspiel starrten, führte sie ohne Zettel weiter aus: „Letztens hatte meine Mutter wieder einmal keine Zeit, ein ordentliches Mittagessen zu kochen. Da haute mein Vater so eine Tütensuppe in den Topf. Er hatte das Rezept zu wörtlich genommen: *Aufreißen und in kochendes Wasser geben*. Natürlich habe ich den Rest der Tüte wieder herausgefischt. Am Ende hätte sich mein Opernsängerväterchen noch daran verschluckt. Aber die Idee war geboren. Könnte man sie mitessen, müsste ich bei meinem Vater nicht ständig aufpassen, was er isst.“

„Also. Tja also, das ist ein *Top*. Singspiel, du hast mich überrascht. Beinahe übertölpelt.“ Er ahnte, dass diese Antwort nicht auf ihrem Mist gewachsen war, hatte aber im Moment nicht die leiseste Vorstellung, wie sie zu seiner Patentidee gekommen war. Vielleicht war die Zeit auch wirklich reif dafür.

„Herr Lebertran“, lenkte er von seinen eigenen Gedanken ab, „ist Ihnen noch ein Beitrag von Bedeutung eingefallen oder schlucken Sie noch an der Frage?“

„Wegen mir können Sie Schluss machen. Solche Reisen sind nichts für mich. Immer diese Hetzerei“, klagte der Sohn des Fischers. Müde, wie er war, hatte er die meisten Fragen verschlafen. Kein Wunder, musste er doch täglich schon vor Tagesanbruch seinen Vater zum Fischen begleiten.

Damit wich die Anstrengung des Tages bei den meisten Teilnehmern der Mammonhettenexkursion einer großen Ausgelassenheit. Viele Eltern gingen sofort noch mit ihren Siegern eine Pizza oder ein Eis essen. Man musste sich schließlich in der Öffentlichkeit zeigen.

Poldi war immer noch in Sorge, ob Singspiel die Hürde des heutigen Tages genommen hatte. Morgen Nachmittag sollten die Ergebnisse bekannt gegeben werden.

„Singspiel, wir müssen Klarheit haben, ob du dabei bist oder nicht.“

„Ich habe es schon geschafft. Meinst du nicht, Poldi, du alter Optimist?“

„Wenn schon, dann Pessimist. Du bist hier der Optimist. Aber mit Recht. Du hast dich tapfer geschlagen.“

„Na siehst du, haben wir es ihnen doch gegeben.“

Das reichte Poldi aber nicht. Er brauchte Gewissheit. Hier musste sein Hamster wieder einmal ran. Singspiel müsste ihn in irgendeiner Ecke unterbringen, damit er aufzeichnen konnte, was im Lehrerzimmer so ablief.

„Pass auf, du schönes, kluges Mädchen“, begann er im Stile eines Geschichtenerzählers. „Ich hole jetzt meinen Hamster, und du bittest einen Lehrer darum, ihn im Lehrerzimmer abstellen zu dürfen, weil die Jungen nur Blödsinn damit machen. Sag ihnen, du brauchst ihn morgen in Biologie.“

„Deinen Hamster? Gut, mache ich. Aber gib dem ein ordentliches Abendbrot mit und was zum Spielen. Ist doch langweilig so allein im Lehrerzimmer.“

Nach einer kurzen Denkpause widersprach sie aber: „Was soll das überhaupt? Ich habe morgen kein Biologie.“

„Wer weiß das schon. Vielleicht wird der Stundenplan auch geändert. Warte, ich bin noch nicht fertig mit dem Auftrag“, bemühte sich Poldi ungeduldig und fuhr mit seiner Erzählerstimme fort: „Wenn das Licht da oben ausgeht, klingelst du beim Hausmeister und klagst, dass du deinen Hamster im Lehrerzimmer vergessen hast. Dazu lächelst du brav wie immer. Er wird ihn dir dann schon bringen. Alles andere werden wir sehen.“

Gesagt, getan. Der Hamster tat still seinen Dienst, und Poldi bekam ihn gesund und vollgefressen von Singspiel zurück.

„Das ist aber ein ganz schön fettes Vieh für einen Hamster“, lästerte sie bei der Übergabe.

„Mann, Singspiel, sag das nicht so laut, das ist Onkels Lieblingstier. Der ist nun mal ein bisschen groß ausgefallen. Gleich sollst du aber seine Künste kennenlernen.“ Damit stellte er seinen Minirekorder auf Wiedergabe, und zum Erstaunen des Mädchens stotterten plötzlich Stimmen durcheinander.

„Ich b...bin da...dagegen. Singspiel fä...ä...ährt nicht mit.“

Das musste Lichtlein sein. Er hatte also Singspiels Antwort nicht honoriert. Sie spielte keine Rolle.

„Hat nicht geklappt. Der schlaue Fuchs muss was gemerkt haben. Was machen wir jetzt?“ Poldi war für einen Moment ratlos.

Da kam der rettende Gedanke aus dem Lehrerzimmer selbst. Es war wohl die Stimme des Direktors: „Meine D... Damen und Her...Herren.“

„Was stottert dein blöder Hamster nur so?“, warf Singspiel wütend ein. Sie war genervt. Alles vergebens und verstehen konnte man auch nichts.

„Lass ihn nur, er gibt sich Mühe. Eine Laune der Technik oder die Rache der Ameisen. Ich weiß es auch nicht genau.“

Sie lauschten angespannt dem weiteren Verlauf der Debatte aus dem Lehrerzimmer.

„D...der Herr La...angenhals hat u...uns ei...eingeladen in d...die Oper. Da...das können w...wir nicht ma...machen. Setzen wir s...s...sie auf Reserve. Fä...ällt je...jemand aus, springt s...sie ei...ei...ein.“

„Das ist doch mal ein Wort, Herr Direktor!“

Poldi sprang auf. „Singspiel, du fährst mit.“

„So, fällt denn jemand aus?“

„Ja, Gernot Spitzkopf.“

„Der? Super, woher weißt du das?“

„Das hat mir der Frühling erzählt.“

„Ach Poldi. Du mit deiner Fantasie immer. Mir erzählt der Frühling auch was. Aber bestimmt nichts von Gernot Spitzkopf.“

„Hättest du besser zuhören müssen. Was macht denn der böse Frühling immer mit dem armen Gernot?“

„Was weiß ich. Meistens fehlt er in dieser Zeit im Unterricht. Hat Heuschnupfen, das geplagte Kind. Gibt überhaupt kein Heu im Frühling. Der sollte sich besser abtrocknen nach dem Baden.“

„Heuschnupfen. Genau. Gut beobachtet, Singspiel. Er bekommt Heuschnupfen. Von Frühjahrsblüchern bekommt er diesen schönen Schnupfen. Ist das nicht toll?“

„Ich möchte ihn nicht haben. Diese roten Augen und ständig niesen, nee!“

„Du sollst ihn ja auch nicht kriegen, aber ihm werden wir eine Kur verpassen. Eine Heuschnupfenkur. Der fährt nicht mit.“

Der Plan war einfach: Singspiel sollte Gernot auf ein Eis nach Hause einladen. Diesem Angebot konnte er keinesfalls widerstehen, so wie er sich zu schönen Mädchen hingezogen fühlte. Poldi wollte zwei reichliche Portionen von Tschapka besorgen. Eine rosa, voll von Blütenpollen der zauberhaftesten Osterglocken und Hyazinthen. Diese rosa Kost als Beweis ihrer Zuneigung an ihn überreicht dürfte er nicht abschlagen. Ein blaues Eis mit dem Geruch nach Veilchen wäre für sie reserviert.

„Das ist zu machen“, fand Singspiel. „Niesen wir ihn mal an. Das wird ein feiner Schnupfen. Poldi, dich möchte ich nicht als Arzt haben.“

„Das habe ich aber schon anders erlebt“, lachte er bei der Verabschiedung. „Denk nur mal an deine Schnittwunde!“

Hektors Welt

Mit voller Kraftanstrengung zogen mehrere Vierspänner ihre schwere Fracht durch den aufgeweichten Boden. Die breiten Pferderücken dampften in der kalten Luft. Das trübe Wetter durchfeuchtete die Planen der Wagen, sodass sie noch schwerer wurden. Gut zwei Dutzend Reiter bewachten diese Handelskarawane. Sie kam ihnen wohl nicht schnell genug voran, deshalb brüllte ihr Anführer: „Vorwärts, greift in die Räder!“

Schlammbeschmiert und voller Verdruss warfen sich die Gespannführer, ihre Gehilfen und die mitfahrenden Frauen in die großen Räder. Es war ein mühsames Fortkommen.

Hektor, Sohn des Mammonis und Nachfolger des Herrschers über alle Luxlinge, saß vor einem Bildschirm, groß wie eine Kinoleinwand, in seinem Spielzimmer. Es war sein Lieblingsplatz. Hier tauchte er in die Fantasiewelt der Computerspiele ein. So tief, dass er manchmal selbst nicht mehr wusste, was Wirklichkeit und was Spiel war. Die neueste Technik lieferte dazu dreidimensionale Bilder.

So richtig konnte er mit dieser Geschichte, die wahrscheinlich irgendwo im Mittelalter spielte, noch nichts anfangen. Er hatte dieses Spiel heute erst bekommen. *Interaktive schwarze Magie: Sei du selbst, dann gehört dir die Welt* stand auf der Beschreibung.

Inmitten einer von Blitzen unterbrochenen Gewitterdunkelheit hatte eine Person im schwarzen Regenmantel ein Päckchen für den Sohn des Herrschers Mammonis im Glaspalast abgegeben. Niemand hatte ihn nach seinem Namen gefragt und niemand hatte sich gewundert, dass er

trotz des Regens keine Spuren auf dem Boden hinterließ. Als er eintrat, schien die Zeit für den Moment stillzustehen. Dann hatte er sich genauso schnell wieder verzogen wie das Gewitter. Beschreiben konnte ihn hinterher keiner, das Päckchen allein war der Beweis für seinen Besuch.

„Wenn keiner weiß, wer es war, brauche ich mich auch nicht dafür zu bedanken“, dachte sich Hektor beim Auspacken.

Es enthielt neben einer schwarzen Box, die sofort über Funk Kontakt mit seinem Bildschirm herstellte, zwei bunte Armreifen und ein elektronisches Buch. Nach den ersten Bildern begann er, genauso zu frieren wie die Leute im Film.

„Ist ja auch ein Mistwetter!“, schimpfte er. „Wollen doch mal lesen, was hier eigentlich gespielt wird. Aha. Der Fähnleinführer der Landsknechte hatte Angst davor, dass er von Räubern und Wegelagerern überfallen wird. Außerdem wollten Rebellen die nahe gelegene Stadt plündern.“

Dann las er noch, dass im Schutze des Trosses auch die zauberhafte Schönerlinde, Tochter des Bürgermeisters, mitgeführt wurde. Vielleicht hatten die Rebellen ja Kenntnis davon. Dann wäre die Mission des Fähnleinführers doppelt gefährlich. Die gestohlenen Waren ließen sich ersetzen, aber Bürgermeisters Tochter in den Händen der marodierenden Soldaten, das konnte nicht gut gehen. Außerdem hatte er es selbst auf sie abgesehen. Bisher konnte sie sich erfolgreich gegen sein Werben wehren. Wenn er sie aber diesmal glücklich nach Hause brachte, würde der Vater bestimmt nichts mehr gegen eine Verbindung mit ihm haben. Anderenfalls stünden seine Chancen schlecht. Mit so einer Geisel in den Händen der Feinde käme die Stadt in arge Bedrängnis. Deshalb trieb er den Tross wieder und wieder zur Eile an, denn die schwierigste Strecke entlang eines Bergkamms lag noch vor ihnen.

Kaum hatte Hektor, der sich die bunten Armreifen wäh-

rend des Lesens überstreifte, diesen Abschnitt gelesen und sich die Gefahren ausgemalt, blitzten zwischen den näher rückenden Hügeln auch schon goldenes Zaumzeug und Säbel auf. Nur ganz kurz, denn die Witterung war trüb. Der Fähnleinführer hatte es aber bemerkt.

„Anhalten! Alle Wagen zu einem Ring formieren!“

Ächzend drückten die schweren Pferde ihre Leiber gegen die Deichsel, um den geforderten Radius zum Wenden zu erreichen. Dann wurden sie in der Mitte der so entstandenen Burg zusammengebunden. Die letzten Meter bis zum endgültigen Zusammenschluss des Ringes dieser Wagenfestung mussten die Männer und Frauen mit vereinten Kräften selbst erledigen. Sie fluchten, rutschten aus, standen wieder auf, schoben und zerrten an den Wagen, bis sie endlich im Kreis standen.

Nun konnten die Rebellen kommen.

Bisher wurden alle Angriffe dieser wilden Haufen im freien Gelände unter erträglichen Verlusten abgewehrt. Sie versuchten es aber immer wieder, denn die Städte waren zu gut befestigt, als dass ein Hundert ehemaliger Landsknechte mit Handfeuerwaffen ihnen gefährlich werden konnte.

Grimmig beobachteten die Angreifer aus ihrem Versteck zwischen den Hügeln, wie vor ihren Augen die Wagenburg entstand. Zu spät hatten sie bemerkt, dass sie fahrlässig mit blanken Säbeln und goldgeschmücktem Zaumzeug außerhalb ihrer Deckung herumgeritten waren und dadurch ihre Position verrieten. Die Überraschung war dahin.

„Das wird ein heißes Unterfangen“, bemerkte der Rebellenführer. „Sie führen sogar Geschütze mit.“

„Vor dir würde ich meine Tochter auch mit Kanonen beschützen“, flachste da einer.

„Wenn ich deine Tochter wäre“, gab der zurück, „wäre ich schon lange fort.“

„Was denn nun“, klang es ungeduldig aus den hinteren Reihen. „Greifen wir sie an oder nicht. Haben sicher ein warmes Süppchen für uns.“

„Wir haben vom Hauptmann den Auftrag, Beute zu machen und das Weib dort gefangen zu nehmen“, übernahm nun wieder der Rebellenführer das Wort.

„Nur wenn wir sie in unserer Hand haben, gibt es eine Chance, die Stadt zu überrumpeln. Ihr darf aber kein Haar gekrümmt werden. Hat wohl selbst ein Auge drauf, der Hauptmann.“

„Wir stürmen die Wagenburg! Alle für den Hauptmann!“

„Alle für den Hauptmann!“, erscholl es aus über hundert rauen Männerkehlen.

„Gut, warten wir die Dunkelheit ab, dann kommen wir unbemerkt näher an die Wagen heran“, schloss der Wortführer die Beratung.

In der Wagenburg wurden inzwischen die Verteidigungsmaßnahmen abgeschlossen. Hinter jedem Geschütz hatten sich drei Männer verschanzt. Neben den Rädern lagen Schützen mit Musketen. Zur Hand lagen ebenfalls verschiedene Hieb- und Stichwaffen, falls es zum Nahkampf kommen sollte. Wenn die Gegner nicht allzu zahlreich waren, konnte man hinter den Planwagen ziemlich sicher sein. Eine mobile, uneinnehmbare Festung war entstanden. Zwei Reiter wurden in die Stadt vorausgeschickt. Sie sollten für den Morgen Verstärkung anfordern. So lange wollte man schon aushalten. Während einige der mitgereisten Frauen der Wagenführer über schnell angelegten Feuern eine kräftige Suppe in den Kesseln kochten, füllten andere die Waffen mit Pulver und Blei für die zu erwartenden Kämpfe.

„Sollen sie nur kommen, wir werden sie schon gebühlich empfangen“, hustete ein Landsknecht in die Runde.

Es war bei Weitem nicht ihr erster Kampf. Sie hatten sich an dieses Leben gewöhnt und konnten sich überhaupt nichts anderes mehr vorstellen. Wenn sie im Kampf gewannen und die Beute reichlich war, ging es ihnen auch nicht schlecht. Ihre jetzige Mission hatte allerdings keinen so großen Reiz. Die Waren gehörten ihnen nicht. Statt zu plündern mussten sie diese und die junge Frau beschützen. Wenn sie aber die Stadt mit dem Fräulein heil erreichten, erwartete sie guter Lohn. So war es versprochen.

„Die Kriege sind auch nicht mehr das, was sie mal waren“, schimpfte da einer los. „So eine Plackerei hat es doch früher nicht gegeben. Da hieß es los und drauf gings. Das Leben wird es schon nicht kosten, ha, ha!“

Die Abenddämmerung glitt allmählich in eine dunstige, sternenlose Nacht hinüber. In diesem Schutz der Dunkelheit gelang es den Reitern aus den Hügeln, sich bis auf wenige Hundert Meter den Wagen zu nähern. Weiter ging es nicht heran, die Hunde würden dann anschlagen und ihr Vorhaben verraten. Aber sie wussten auch so, dass ihre Lage nicht die beste war.

„Was solls“, dachten sie.

Auf den Ruf „Mir nach!“ stürmten sie auf den schwachen Schein zu, den die Feuerstellen noch von sich gaben.

Doch darauf hatte man in der Wagenburg nur gewartet. Eine gewaltige Salve aus sechs Kanonen fegte die Abendstille auseinander und riss erste Lücken in die heranstürmende Schar. Die war aber dadurch nicht aufzuhalten und beschleunigte nur noch ihren Sturmangriff.

Das kam den Musketenschützen gerade recht. Im Schein der heruntergebrannten Feuerstellen konnten sie die Säbel der Heranstürmenden schon blitzen sehen. Das gab ihnen genug Licht für den ersten Schuss. Nachdem sie den abgefeuert hatten, unterstützten sie die Kanoniere im Nahkampf gegen die schon spärlicher heranrückenden Rebellen.

Die schlugen sich tapfer und versuchten auch hier und da, die Deichseln zwischen den Wagen mit einem kühnen Sprung ihrer Pferde zu überwinden. Doch dort bereiteten ihnen die Wagenführer und ihre Frauen mit brennenden Scheiten und kochendem Wasser einen heißen Empfang.

Am Ende mussten sie sich unter ziemlichen Verlusten wieder in den Schutz der Berge zurückziehen.

„Was ist das für ein Scheißspiel!“, maulte Hektor missgelaunt.

„So wird das nie was. So eine Burg muss man überlisten. Platz da, lasst mich das mal aufbauen! Blöder kann man sich nicht anstellen. Wo ist denn nun euer Hauptmann?“ Er entschied sich, an seiner statt in dieses Spiel einzugreifen. Wer in diesem Ringen recht oder unrecht hatte, machte auf ihn im Moment wenig Eindruck. Allein der ungleiche Kampf störte ihn. Außerdem war er selbst an des Bürgermeisters Töchterchen interessiert. Damals, so wusste er das noch aus der Geschichte, wurden solche Mädchen ja schon mit vierzehn bis sechzehn Jahren verheiratet.

„Dir, Fähnleinführer, werden wir mal die Suppe versalzen. Vielleicht verliebt sie sich ja in mich.“

Wenn er bisher als Kaudillios, der Herrscher, so sein Kämpfername, ins Spiel eintrat, konnte er ihn mit seiner Konsole steuern. Diesmal übertrugen sich aber seine Gedanken vom elektronischen Buch über seine Armreifen direkt auf den Bildschirm. Doch das war kein Bildschirm, keine Kinoleinwand mehr. Sein ganzes Zimmer war die Spielfläche. Hätte ihn jemand so beobachten können, er wäre nicht in der Lage gewesen, zu unterscheiden, ob das Zimmer im Spiel oder das Spiel im Zimmer war.

Er, also sein Kaudillios, sah sich erst einmal im Gelände um und stellte fest, dass er hier ohne Pferd gar nichts ausrichten konnte. „Ich brauche ein Pferd, einen Rappen, eines Hauptmanns würdig.“

Das leise Kichern aus einer Ecke des Spielzimmers, in der ein schwarzer Mantel hing, konnte er vor lauter Aufregung nicht wahrnehmen.

„Hi, hi, hab ich dich im Spiel. Es wird dir gefallen. Es ist mein Spiel. Spiel es für mich, musst es nicht umsonst tun, Weltbeherrscher!“

Sofort machte sich Kaudillios auf den Weg zwischen die Hügel. Hier musste er ein Pferd finden. Nach einigem Umherirren in der endlos scheinenden Hügelkette entdeckte er eine Wildpferdherde.

„Jetzt einen Hengst fangen, dann werden wir den Brüdern schon Licht ans Rad machen.“

Nur wenige Fehlversuche waren nötig, da blieb eins in seinem Lasso hängen. Ein bildschönes Tier. Nicht zu groß, aber feurig, mit einer langen, schwarzen Mähne und einem ebenso beeindruckenden Schweif. Ein Rappe, wie gewünscht und eines Heerführers würdig.

„Irgendwo unter den Pinien sollten Zaumzeug und Sattel stecken“, dachte er sich weiter aus, da blinkte es auch schon kurz im flüchtigen Mondenschein auf. „Das wird es sein.“

Er rannte, den Rappen am kurzen Seil, zur Fundstelle, sattelte das edle Tier und versuchte, es zu reiten. Nach einigen unglücklichen Abwürfen, die zum Glück niemand sehen konnte, gelang ihm das auch. Im Abrichten war er geübt. Reiten machte ihm seit Langem Vergnügen. Er war noch ein Kind, da ließ Mammonis für seinen Sohn bereits eine Reithalle bauen. Aber hier machte das natürlich noch viel mehr Spaß: jagen durch die dunkle Hügelkette.

„Lass uns erst die versprengten Kämpfer finden, dann werden wir noch genug Spaß haben.“

Von Weitem vernahmen sie bereits aufgeregtes Pferdewiehern. Dort irgendwo in einem Waldstück hatten sie bereits gespürt, dass ein feuriger Hengst unterwegs zu ihnen

war. Auch unter Pferden gibt es einen Machtkampf um die erste Position. Da sollte der Ankömmling schon warnend begrüßt werden.

Hektor, der geradewegs auf den Reiterhaufen zuritt, riss mitten im Galopp das Pferd zurück, dass es kerzengerade hochstieg und rief in die Runde: „Hergehört! Hier bin ich. Kaudillios, euer Hauptmann.“

„Unser Hauptmann“, lispelte es leise in der Runde.

„Es wird keine Strafen geben, obwohl ihr sie euch verdient habt. So war das nicht ausgemacht. So viele Verluste können wir uns nicht leisten. Mehr Material bekommen wir auf dieser Kampfebene auch nicht zusammen. Wie viele seid ihr überhaupt noch?“

Es stellte sich heraus, dass von den ehemals 100 Männern noch 62 einsatzbereit waren, dazu 54 Pferde.

„Na toll! Trotzdem, unsere Lage ist zwar schlecht, aber nicht hoffnungslos. Alles hört ab jetzt auf mein Kommando. Wir haben den Vorteil der Überraschung auf unserer Seite. Niemals glaubt die Wagenburg, dass wir heute Nacht noch einmal angreifen. Wir müssen es aber, morgen werden sie Verstärkung haben.“ Er ging näher an das Feuer heran, sodass ihn jeder sehen konnte, und sprach sie an: „Das ist mein Plan: Du, du und du“, damit suchte er sich drei kleinere, wie ihm schien, mit allen Wassern gewaschene Burschen aus der Menge heraus, „ihr schleicht euch an das Lager heran und werdet vergifteten Hundekuchen über die Wagen schießen. Ich hoffe, ihr habt nicht verlernt, mit Pfeil und Bogen umzugehen.“

Er griff in die Luft und angelte drei kräftige Bögen mit der entsprechenden Anzahl Köcher und Pfeile aus der Dunkelheit.

„Da, fasst zu! Wenn die Köter dann eingeschlafen sind, nähert ihr euch den Kanonen und verstopft ihre Rohrmündungen. Keine Angst, die sind bestimmt nicht mehr besetzt.“

Dann zieht ihr euch zurück. Zwanzig kommen mit mir. Die anderen werden, wenn die Hunde aufgehört haben zu kläffen, mit Fackeln angreifen. Das wird sie verwirren, aber sie werden sich gegen den Angriff wappnen müssen. Ihr reitet so dicht heran, dass sie euch mit ihren Kanonen erreichen können.“

„N...nein, n...nicht n...noch einmal, Hauptmann!“, brachte ängstlich stotternd einer der Rebellen heraus, der nur unter größter Anstrengung sein Leben hatte retten können. Ihm war das Pferd unter dem Sattel weggeschossen worden und so musste er im Kugelhagel unter panischer Angst zur Hügelkette zurücklaufen.

„Wer redet hier dazwischen?“

Der Stotternde trat hervor.

„Ich hörte, du hast kein Pferd mehr. Was schert dich also meine Anweisung? Bei mir gilt, wer sich nicht raushält, macht mit. Du“, sprach er einen Alten an, „gib ihm dein Pferd, wenn er so gern dabei sein möchte.“

Der tat, wie ihm geheißen, und war ganz froh darüber.

Das war Hektor, wie er lebte und lebte, mutig und frech. In vielen Spielen hatte er sich diese Kaltschnäuzigkeit angewöhnt, oft genug war er darüber hinaus dabei, wenn sein Vater, Mammonis von Mammonhetten und Herrscher über alle Luxlinge, Befehle erließ. So, wenigstens so wie sein Vater, wollte er einmal werden.

„Meine zwanzig Reiter folgen mir jetzt. Wir werden das Lager weiträumig umgehen und von der anderen Seite angreifen. Unsere Pferde werden wir dort in der Nähe zusammenbinden und uns dann, wenn alles ruhig ist, bis unter die Wagen schleichen. Just in dem Moment, da ihre Kanonen zerbersten, und das werden sie, wenn sie nur gut mit Grasbatzen zugestopft sind, wird ihnen der Schreck in die Glieder fahren, und sie werden nach dem Bösen Ausschau halten. Setzt dann das große Durcheinander ein, haben wir

schon ihre Frauen als Geiseln genommen. Werden doch sehen, wie groß ihre Lust dann noch ist, die Waffen gegen uns zu erheben. Ihr anderen, nicht vergessen, ist das Hundegebell verstummt, stürmt ihr mit Fackeln auf die Kanonen zu. Keine Angst!“

Ob sie alle den Plan verstanden hatten, war nicht auszumachen. Hauptsache, jeder erfüllte seine Aufgabe.

Sofort sprangen die ausgewählten drei auf ihre Pferde, warfen sich die Bogen über die Schulter und verschwanden in der Dunkelheit. Auch Kaudillios zog mit seinen Reitern ab. Der Rest wickelte sich Pechfackeln zurecht und ritt gut getarnt näher an die Wagenburg heran, um auf das Signal zu warten, die Stille.

In der Wagenburg hatte man sich nach dem erfolgreichen Erwehren des Angriffs für die Nacht eingerichtet. Die Hunde waren ja aufmerksame Wächter und der schwere Weg steckte allen noch in den Knochen. Selbst der Fähnleinführer ersparte der arg gebeutelten Mannschaft außer einer Ein-Mann-Nachtwache eine zusätzliche Bereitschaft.

Bis auf die Hunde, die sich um die restlichen Knochen des Abendmahls balgten, zog ringsum Stille ein. Sie wurde nur unterbrochen, als die Hunde lebhafter bellten. Fiel auf diese treuen Wächter doch so manche Leckerei vom Himmel. Wenig verwöhnt von ihrem Tross stürzten sie sich knurrend und jaulend auf das angebotene Futter.

„Haltet eure Schnauzen!“, klang es schlaftrunken aus einem der Planwagen. Ein anderer, der am Feuer schlief, warf einen Stock nach den Störenfriedern.

Bald war aber wieder Ruhe eingekehrt.

Auch das Hundegebell verstummte völlig, sodass sich eine störungsfreie Nacht abzeichnete.

Doch was war das?

Die Nachtwache wollte erst ihren Augen nicht trauen.

Waren das Irrlichter, jetzt in dieser Jahreszeit? Menschen waren es wohl nicht, denn die Hunde schlugen nicht an. Dann rief er doch lieber: „Fackeln! Fackeln in der Nacht. Nicht weit weg, fast schon in Schussweite der Kanonen!“

Eine Trompete erscholl und sofort nahmen die Landsknechte, schlaftrunken, wie sie waren, ihre Verteidigungspositionen wieder ein. Da alle sechs Kanonen geladen waren, verlor der leitende Kanonier keine Zeit und befahl für alle Geschütze gleichzeitig: „Feuer!“

Das war ein Donner. Eine Explosion, wie sie noch keiner in einer Schlacht erlebt hatte. Richtiges Teufelswerk.

Ängstlich lagen sie im Gras, und wer noch am Leben war, erwartete nun die nächste schreckliche Strafe. Sie glaubten, ihr letztes Stündlein hätte ihnen geschlagen.

Da erklang auch schon eine für sie unbekannte Stimme: „Liegen bleiben! Eure Frauen sind in unserer Gewalt. Mit uns ist der Teufel im Bunde. Ihr habt keine Chance. Wir sammeln jetzt die Waffen ein. Wer sich wehrt, wird mit seiner Frau zusammen aufgehängt. Ist das klar?“

„Klar, klar, ist klar“, raunte es aus allen Ecken der Finsternis. Die Unterlegenen gaben brav ihre Waffen ab und ließen sich zusammenbinden.

Das war doch mal ein Spiel. Hektor genoss diesen Sieg. Er, Kaudillios, hatte mit Witz und Geschick das Blatt zu seinen Gunsten wenden können. Jetzt galt es, die Macht richtig auszuspielen, um das Ziel, die Stadt zu erobern, mit diesen wenigen Kräften zu erreichen.

„Hört her!“, stieg er wieder ins Spiel ein. „Ich, Kaudillios, Hauptmann der Rebellen, werde euch jetzt sagen, was ihr zu machen habt.“ Er verlangte, dass die Reisenden ihre Rüstung mit der Kleidung der Rebellen tauschten und sich dann hinter den Wagen anbinden ließen. Als gefangene Rebellen sollten sie in die Stadt geführt werden. Ihre Frauen blieben in den Wagen als Geiseln angebunden. Lange

würde es ja nicht dauern. Das Fräulein Schönerlinde wurde von einem Vertrauten Kaudillios' in die Berge in Sicherheit gebracht. Ihr versprach er, sie später in einem Triumphzug dem Vater zu übergeben.

So zogen sie von dannen.

Noch bevor die Verstärkung aus der Stadt ausrückte, stand der Tross schon vor ihren Toren. Die Nachricht über ihr baldiges Eintreffen war ihnen vorausgeeilt, sodass sie ohne besondere Kontrolle passieren konnten.

Das war der nächste geniale Streich Kaudillios'.

Endlich war er in der Stadt, die einmal seine werden sollte. Aber noch war sie es nicht. Mit gut zwanzig Männern konnte man keine Stadt halten. Er ließ zuerst die Gefangenen wegschließen. Gemeinsam mit den Frauen, damit sie sahen, dass sie sich auf das Wort des Rebellenhauptmanns verlassen konnten. Die Stadtwache wies er an, diese Rebellen eine Woche unter strengster Bewachung ohne jeden Kontakt zur Außenwelt bei Wasser und Brot unterzubringen. Den Bürgern war es recht, sie wollten sich jetzt nicht mit Rebellen beschäftigen. Ihre Interessen galten mehr den Waren, die diese Karawane mit sich führte.

Geweckt von dem Tumult ließ sich nun auch der Bürgermeister sehen, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Natürlich vermisste er sofort sein Kind.

„Sie wird schon im Bad sein“, gab ihm einer zu verstehen.

Aufgeregt rannte er in die Badestube, um seine Tochter zu umarmen. Dort fand er aber nur den Fähnleinführer der Landsknechte vor, zumindest seine Uniform.

„Was soll das?“, herrschte er ihn an. „Wo ist mein Kind? Ihr solltet sie beschützen, Hauptmann. Das war Euer letzter Auftrag.“

„Verzeiht, hochwohlgelobter Bürgermeister, dass wir Euch so einen Schrecken einjagen mussten. Wir wollten das Interesse der Rebellen nicht so sehr auf unser Häuf-

lein richten und haben sie separat hergeleitet. Und wie Ihr wisst, wäre ja beinahe auch alles schiefgegangen.“ Hektor war in seinem Element. Jetzt konnte er seiner Fantasie und damit der Geschichte freien Lauf lassen. „Nur dem Mut dieser tapferen Schar ist es zu verdanken, dass wir alle Waren wohlbehalten hier abliefern konnten. Eure Tochter trifft heute bei Einbruch der Dunkelheit im Schutze weiterer Männer von mir ein. Wir werden inzwischen die Verteidigung der Stadt übernehmen. Schließlich weiß man nie, wann die Rebellen wieder angreifen, und wir haben in ihrer Abwehr schon unsere Erfahrung.“

So sprach Kaudillios, der neue Fähnleinführer der Landsknechte, und der Bürgermeister ging beruhigt seinen Geschäften nach. Das war zunächst einmal ein ausgiebiges Frühstück.

Die Stadt wurde nach allen Erkenntnissen mittelalterlicher Baukunst verteidigt. Hinter einem tiefen Wassergraben zog sich eine dicke Stadtmauer in die Höhe. Auf der Ebene der ringsum aus dem Mauerwerk herausgearbeiteten Schießscharten war ein Holzlauf angelegt, auf dem die Verteidiger schnell ihre Position wechseln konnten. Vier mächtige Tore öffneten sich nur Freunden, und auf den rund herausgebauten Türmen standen neueste Kanonen, bereit, weit in die Angreifer hineinzuschießen.

„Hier wären wir ohne List nie reingekommen. Na gut, drin sind wir ja schon einmal“, freute sich Kaudillios. „Noch einmal werdet ihr meine Männer nicht schlagen. Dafür werde ich sorgen.“

Die zwanzig lösten die Nachtwache an den Schießscharten und Toren ab und sahen gespannt dem Abend entgegen.

Dann ging alles ganz reibungslos. Es wurden ja Freunde erwartet. Kaudillios' Leute öffneten ein Tor, und schon spazierten seine restlichen vierzig Männer unbehelligt in

die Stadt ein. Im Gepäck die reizende Schönerlinde. In aller Eile entwaffneten sie gründlich die schlafende Garnison und schlossen sie in ihren Quartieren ein. Da half kein Protestieren.

Wer sollte sie auch hören? Die Bürger schliefen und der Bürgermeister hatte nur Augen und Ohren für seine Tochter, die er nun endlich in seine Arme schließen konnte. Die weinte, und unter Tränen schluchzte sie etwas von *Entführung*.

„Was, du bist entführt worden? Rebellen haben dich hier abgeliefert. Ja, haben die sich denn ergeben?“

„Das kann ich Euch nicht sagen, Vater, ihr Hauptmann ist jedenfalls ein sehr verwegener Bursche.“

„Was, wer, was für ein Hauptmann? Mir hat sich noch keiner vorgestellt.“

Auf diesen Zornesausbruch des Bürgermeisters hatte Kaudillios, der hinter der Tür lauschte, nur gewartet. „Gestatten, Kaudillios, Hauptmann der Rebellen“, trat er herein. „Eure Stadt ist in unserer Hand.“

„In eurer Hand! Dass ich nicht lache, das kann ja jeder sagen. Wache!“

Herein traten zwei Männer Kaudillios': „Zu Diensten, Bürgermeister!“

„Quatsch, doch nicht ihr. Meine Wache. Was wollt ihr überhaupt in meinen Räumen?“

„Vater“, mischte sich erneut die Tochter ein, „ich glaube, wir sind ihre Gefangenen.“

„So, ihre Gefangenen. Das werden wir ja sehen.“ Er rannete zum Fenster, doch einer der Männer war schneller.

„Das mag ich nicht leiden. Wir haben Euch und Eurer Tochter ein gutes Abendmahl herrichten lassen. Also, guten Appetit!“

„Tja, wenn es denn so ist“, gab der Bürgermeister nach, „wollen wir uns unter Protest fügen und für den bevorstehenden Kampf ordentlich stärken.“

„Habe ich es geschafft, die Stadt ist mein.“

Zufrieden lehnte sich Hektor in seinem Sessel zurück. Die schwarze Box stand weiter auf *interaktiv*, sodass Hektor beim Umblättern des elektrischen Buches mitten im Ratssaal saß.

„Tippen wir noch kurz vor dem Abendbrot die Ebene vier an. Möchte doch zu gern wissen, was mich dort erwartet.“

Was er aber jetzt zu sehen bekam, versetzte seiner guten Laune einen herben Dämpfer: Zwar saß er im Prachtssaal des Bürgermeisters, aber sein Gesicht durchzogen tiefe Sorgenfalten. Vor sich hatte er eine Landkarte ausgebreitet, die die Gegend ringsum und die angrenzenden Städte auswies.

Sie wollten keinen Frieden mit ihm schließen, denn sie glaubten nicht an eine wohlwollende Einnahme der Stadt durch die Rebellen. Als Beweis sollte der Hauptmann Schönnerlinde, die Tochter des Bürgermeisters, freien. Dem gefiel das durchaus. Er machte ihr schon seit Tagen den Hof, schenkte ihr wertvolles Geschmeide und die schönsten Stoffe. Doch nichts konnte ihr Herz für ihn einnehmen.

Dabei war er ein attraktiver Mann, der den Bürgern und ihrem Vater kein Leid angetan hatte. Ausgenommen mal die standesgemäßen Plünderungen. Ohne die hätte niemand für seinen Hauptmann weitergekämpft.

Die Sache stand auf der Kippe. Das war klar. Länger konnte er seine Truppe nicht so friedlich zusammenhalten. Sie brauchten den Kampf. Er musste das Land ringsum unterwerfen. Die Städte waren allesamt sehr wohlhabend. Mit diesem Reichtum wäre es ihm ein Leichtes, ein Heer auszurüsten, um damit die Herrschaft über die ganze damals bekannte Welt zu erreichen.

Dazu kam, dass sie drohten, ihm die Wasserressourcen abzuschneiden und oberhalb seiner Stadt den einzigen Fluss zu stauen. Schönnerlinde lebte aber mit dem Wasser.

Wenn sie nicht täglich baden oder sich im Wasser spiegeln konnte, wurde sie krank.

Wie er erfuhr, umgab ihre Geburt ein großes Rätsel. Nach jahrelangem unerfülltem Kinderwunsch war die Frau des Bürgermeisters gestorben. Ein Jahr darauf lag aber plötzlich ein Töchterchen in der immer noch ledigen Wiege. Eine *Schaumgeborene*, wurde gemunkelt, ein Geschenk des Himmels oder der Meere. So genau wusste das keiner.

„Wie kann ich nur ihr Herz erweichen?“, klagte Kaudillios in dieser stillen Stunde allein mit sich und seinen Sorgen.

Das hörte eine alte Glasputzerin, die überall im Zimmer zugegen war, ohne dass er sie bisher bemerkt hatte. „Was jammert Ihr, Hauptmann. Hier kommt Ihr mit rechten Dingen nicht weiter. Die Liebe ist ein seltsam Spiel. Sie lässt sich nicht kaufen. Eher kauft Ihr die Welt, als das Herz von Schönerlinde. Das lasst Euch gesagt sein.“

„Altes Weib! Was verstehst du von Liebe und Herrschaft“, pfiß sie Kaudillios von oben herab an. „Putz dein Glas und lass mich zufrieden, sonst sperre ich dich in den Keller.“

„Das ist gut“, kicherte sie. „Keller ist gut. Bedenkt aber, die Gewölbe dieses Hauses sind uralte und verwinkelt. Da ist schon manch eine Seele verschwunden. Andere sind auch wieder aufgetaucht. Ängstlich darf ein Besucher nicht sein. Ihr seid doch so ein tapferer Junge. Geht selbst hinunter. Für mich sind die Treppen zu steil. Ein junger Mann wie Ihr schafft das leicht. Was soll ich im Keller. Da nutze ich Euch doch nichts. Steigt nur hinab und sucht die Eichentür mit dem Orakel. Ihr werdet mir noch dankbar sein. Mich in den Keller sperren, hi, hi, wie seltsam.“

Diese Ansprache hatte etwas Unheimliches für Kaudillios.

„Was schwatzt die Alte da! Na gut, schaden kann es ja nicht, wenn ich mal einen Blick in dieses Gewölbe werfe. Weiter komme ich im Moment ja auch nicht.“

Er nahm sich eine Fackel, stellte zwei Mann Bewachung vor den Kellereingang, damit ihn niemand überraschen konnte, und begab sich auf den Weg in die Tiefe. Die Alte hatte nicht übertrieben. Die Wendeltreppe nach unten wollte kein Ende nehmen. Fast schien es, als wäre nicht mehr genug Luft für die Fackel und die Atmung vorhanden. Schwindlig vor Schwäche und ärgerlich vor Ungeduld stieß er schließlich auf eine fast bis zur Schwärze vermoderte, gewaltige Tür.

„Das wird doch nicht die Eichentür sein, von der die Alte gesprochen hat. Gut, sind wir also da, sehen wir, was dahinter verborgen ist.“ Er ergriff mannhaft die riesenhafte Klinke, um sie zu öffnen. Doch nichts bewegte sich. Auch ein versuchtes Rütteln brachte nichts ein.

„Eine Tür ist eben eine Tür und kein Orakel. Spinnt eben doch, die Alte.“

Da erschien über ihm, dicht unter der oberen Zarge der Tür, ein Gesicht. Im schwachen Schein der Fackel zwar als solches kaum zu erkennen, sah Kaudillios doch deutlich, wie sich ein Mund bewegte: „Tapferer Mann, dein Weg ist lang. Drei Prüfungen wirst du überstehen müssen. Die Blaue Quelle sei dein Begehrt. Sie musst du finden, wenn du die Menschen beherrschen willst. Folge diesem Zeichen!“

Das Gesicht verschwand, stattdessen wurde für kurze Zeit ein grünes Auge sichtbar, in der Pupille eine kleine, springende blaue Quelle.

„Okay, altes Orakel. Ich mach schon. Aber wo finde ich das Zeichen?“

Die Tür stand schwarz und stumm wie zuvor. Gerade wollte er sich auf den Rückweg machen, da öffnete sie sich und er betrat einen hellen Raum. Es war der, den er eben erst verlassen hatte.

„Teufelswerk, ha!“ Hektor lachte. „Ein tolles Spiel. Hab ich einen Hunger.“

Er stellte den Computer aus, löschte das Licht in seinem Zimmer und wollte sich auf den Weg in die Küche machen. Als er die Tür schloss, war es ihm, als könnte er ganz deutlich das Zeichen mit dem grünen Auge an der Decke sehen.

„Bist also schon hier. Warte nur, ich finde dich schon.“

Spiel ohne Sieger

Die Kaprioler Fischer merkten es wie so oft zuerst. Ihre Netze waren an diesem Tag voller als sonst. Sie konnten sich diesen außergewöhnlich ertragreichen Fang nur damit erklären, dass die Fische die Orientierung verloren hatten. Vielleicht ein herannahendes Seebeben?

Gegen Mittag war es am gesamten Küstenabschnitt zu hören. Es war kein Beben. Ein gewaltiges Brummen und Dröhnen brachte die Luft zum Erzittern. Dann war es auszumachen.

Es musste ein Schiff sein, was die Kapriolen dort am Horizont entdeckten. Doch sah so ein Schiff aus? Auf einem Schiffsrumpf aus Stahl ruhte eine riesige Plattform, bestückt mit Flugzeugen. Außerdem ragten Rohre verschiedener Größe in den Himmel. Begleitet wurde dieses Ungetüm von einer Reihe kleinerer Boote. Ein jedes aber immer noch von der Größe des Postbootes, des einzigen Schiffes, das in den letzten Jahrzehnten hier vor Anker gegangen war.

Der Siphonton, der zur Begrüßung ertönte, ging den Neugierigen durch Mark und Bein. Was war das nur für ein Schiff? Es musste ein Schiff sein, denn es schwamm ja. Aber wozu brauchte man so einen bewaffneten Transporter? Von den Kapriolen hatte niemand ein Flugzeug bestellt. Warum brachte man sie hierher?

Kurze Zeit später machte eine Schaluppe mit Fahrt auf den Hafen los. Jetzt klärte sich alles ganz schnell auf. Es war ein Freundschaftsbesuch der Luxlinge. Ein Schnellboot sollte die Wettbewerbssieger aufnehmen und als Gäste nach

Mammonhetten bringen. Die anderen Schiffe würden hier so lange vor Anker liegen bleiben, bis sie wieder zurück wären. Die Kaprioler Bürger seien alle eingeladen, diese schönen Schiffe im Laufe der Freundschaftstage zu besichtigen.

Da war die Freude groß. So viel Ehre für ihre jungen Bürger hatten sie nicht erwartet. Schnell waren die unangenehmen Geschichten über die Luxlinge vergessen, wie sie die Älteren gern erzählten. Sie wären schuld an der Verücktheit von Poldis Onkel, weil sie ihn und seinen Bruder einst gefangen hielten.

Heute empfingen sie ihre Gäste mit offenen Armen. Ihnen wollten sie voller Vertrauen ihre Kinder übergeben, damit sie sich im Land der Luxlinge tapfer mit ihren Ideen schlugen. Argwohn hatten sie in keiner Weise. Waffen und Kriegsmaterial waren ihnen unbekannt. Wie sollten sie da Kriegslist argwöhnen?

Zur Feier des Tages gab der Flottillenadmiral ein Diner für alle interessierten Bürger Pizza Citys an Bord des größten Schiffs, einem Flugzeugträger, wie sich herausstellte. Es war so reichlich ausgestattet, wie man es nur für seinen besten Freund herrichten würde.

Im Namen der Eltern erhob der Herr Direktor Großkopf sein Glas und bat um Aufmerksamkeit: „Wir bedanken uns hiermit nochmals für den überraschenden Besuch und heißen Sie in unseren Gewässern herzlich willkommen.“

Mit blumigen Worten lobte er die ihm unbekannte Stadt Mammonhetten, in der so beeindruckende Schiffe gebaut wurden. Diese Stadt zum Freund zu haben sei aller Ehren wert. Die Kaprioler Schüler hätten sich in einem fairen Wettstreit wochenlang verausgabt, um an der bevorstehenden Reise teilnehmen zu dürfen. Dass die Eltern ehrgeiziger waren als ihre Kinder, verschwieg er.

„Der Bessere möge gewinnen!“, beendete er seine Rede, womit er selbstverständlich die Kapriolen gemeint hatte.

Poldi verabschiedete sich an diesem Abend von Tschapka und bat ihn, sich um den Onkel, seinen Hamster und Corners Hund zu kümmern. Das hätte er sowieso gemacht, sagte der zu ihm. Er solle nur schön auf sich selber aufpassen.

„Dieser Freundschaftsbesuch der Luxlinge passt mir ganz und gar nicht. Sieht aus wie eine Belagerung und ihr seid die Geiseln.“

„Quatsch, Herr Tschapka, wie können Sie so etwas denken. Wir sind doch zu diesem Wissenswettbewerb eingeladen worden. Was soll schon dabei sein. Wir werden sie schlagen und dann sind wir wieder hier. Sie werden schon sehen.“

Mögen auch andere Verabschiedungen herzlicher ausgefallen sein, wichtig war, dass am nächsten Morgen alle fünfundzwanzig Sieger, einschließlich der nachgerückten Ersatzkandidatin, Singspiel, am Kai bereitstanden.

Das Schnellboot zog noch einen Bogen am Hafen entlang, damit alle winken konnten, dann war es, hinter seiner gewaltigen Heckwelle verborgen, im Nu den Blicken der Daheimgebliebenen entschwunden. Trennungsschmerz oder nicht, jetzt zählte nur die Neugierde auf das kommende Erlebnis.

Klapsend wurde die Reisezeit überbrückt.

„Na, Poldi, hast du es geschafft und Singspiel zum Ausflug mitgenommen. Sie macht auf jeden Fall Eindruck. Vielleicht gibt es ja einen Gesangswettbewerb.“

„Oder einen für flotte Sprüche, dann könntest du dich beteiligen“, entgegnete Poldi dem Spötter.

„Irgendwie riecht es hier immer noch nach Kapriolen“, meinte plötzlich einer.

„He, Schweineknuti, stell dich mal ein bisschen in die Gischt, wirst sehen, bekommst durch die frische Wäsche eine ganz andere Ausstrahlung.“

„Lasst den Knut“, kümmerte sich Lisbeth Hintersinn verdächtigerweise um ihn. Und an ihn gewandt fragte sie: „Hat dir der Vati ordentlich was eingepackt? Ich könnte jetzt eine schöne Knackwurst vertragen.“

Von so viel liebevollem Interesse eingewickelt legte er sein Futterpaket für alle offen. Beste Laune war angesagt. Warum auch nicht. Schließlich hatten sie den Wettbewerb gewonnen und freuten sich schon auf die nächste Herausforderung.

Gegen Abend des zweiten Tages lockten dann Tausende Lichter von Mammonhetten ihre Aufmerksamkeit. Einfach überwältigend. Lichtleins Einschätzung von den Luxlingen als Lichtverschwender wurde einigen schon klarer. Aber schön war es doch. Was für ein Abenteuer!

Leider ließ der Kapitän verkünden, dass eine Anlandung heute nicht mehr geplant sei. Jeder sollte seine Kajüte aufsuchen und es sich bequem machen.

Am nächsten Morgen wollte Poldi sofort nach dem Wachwerden an Bord, um die frische Seeluft zu genießen. Doch die Tür war verriegelt. „Wird schon seinen Grund haben. Vielleicht denken sie ja, wir fallen über Bord, wenn wir unbeaufsichtigt sind. Wie aufmerksam!“

Kurze Zeit später kam der Steward mit Frühstück.

Das war doch mal was. Auf Poldis Frage, warum nicht alle zusammen aßen, antwortete der, die Back sei für die Mannschaft reserviert. Wie er aber gehört hatte, müssten sie sowieso in ihren Kajüten bleiben.

Beim Weggehen schloss er wieder ab.

„Was soll denn das? Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr, die noch nie mit einem Schiff gefahren sind.“ Poldi aß ärgerlich und ohne Appetit sein Frühstück.

„Was soll das denn jetzt?“, fragten sich zu diesem Zeitpunkt auch die anderen eingeschlossenen Kinder. Da die

Kapriolen aber von Natur aus nicht ängstlich waren, warteten sie einfach die nächste Überraschung ab.

Plötzlich erhellte sich in der Ecke über ihrem Tisch ein Bildschirm.

„Moin, moin, liebe Freunde. Was soll das denn jetzt, fragt ihr bestimmt.“ Dazu wankte mit seinen typisch eckigen Bewegungen ein Roboterknirps hin und her. Ein Bild von einem komischen Kerl: Zwei Metallgliederstelzen auf rotierenden Walzen waren ständig um die Haltung des Gleichgewichts bemüht. Ein Auge wurde von einer Klappe bedeckt, wie bisweilen bei Piraten üblich, und ein leuchtender Gürtel umkreiste langsam seinen Kugelbauch. Die Greifer an seinen Armen hatten diese auf dem Rücken zusammengezwackt. Wer weiß, ob er sich sonst überhaupt auf seinen Walzenbeinen gehalten hätte. Auf seinem Kopf wippte eine Antenne, an deren Ende ein Megafontrichter befestigt war.

„Was haben sie denn mit dir angestellt?“, fragte Poldi in den Raum hinein. „Da haben sich die Designer nicht gerade übernommen. Siehst ja aus wie nach einer Schlacht.“

Freundlich antwortete der Roboter: „Fragt mich bitte nicht weiter, warum ich so aussehe. Ich bin schließlich ein Prototyp mit einer entschuldbaren Fehlerquote. Nur sieht das mein Herr, Hektor, nicht ein. Durch seine Unbeherrschtheit ist mir bei seinem letzten Wutausbruch schon ein Auge verrutscht. Er nennt mich *Mein liebes Kind von Proto*. Es reicht aber, wenn ihr mich mit *Herrn von Proto* ansprecht.“

Er sei hier der Spielmacher. Sein Herr, Hektor und Sohn des Mammonis, Herrscher über alle Luxlinge, hätte sich das Spiel ausgedacht.

„Da ich das beste Gedächtnis habe und außerdem unbestechlich bin, werde ich das Spiel überwachen. Wird euch schon Spaß machen.“

Da ging eine wahre Flut von Fragen auf ihn nieder.

Auf dem Bildschirm wurden sie gut sichtbar vom runden, fußballgroßen Kopf, seitlich, wo sich sonst die Ohren befinden, aufgesogen.

„Langsam, nur langsam, meine Herzchen, mir platzt sonst der Kopf. Nein, kleiner Scherz. Ich freue mich natürlich über eure Fragen, auch wenn ihr ganz schön nervt. Was kann ich dafür, dass ihr Kapriolen hinter dem Mond lebt. Die Spiele, die ihr spielt, sind seit Jahren überholt. Wir haben euch zu einer interaktiven Spielwoche eingeladen. Das heißt, aus Spiel wird Leben und aus Leben Spiel, wenn ihr das versteht. Ihr tauscht euer Leben mit einem anderen, bleibt aber ihr selbst. Nur für euch selbstverständlich, für die anderen seid ihr ein anderer. Nur keine Angst. Ein Spiel, weiter nichts. Wollt ihr das?“

Er wartete ein Weilchen, bis sich die verblüfften Kinder in seinen mit hoher Geschwindigkeit vorgetragenen Erklärungen zurechtfinden. Als nach einiger Zeit immer noch keine Anfragen kamen, fuhr er fort: „Ihr müsst jetzt nicht antworten. Ist sowieso schon alles entschieden. Während der nächsten Woche könnt ihr die Kajüte nicht verlassen. Das Spiel funktioniert nur bei vollständiger Anonymität. Eure Eltern wissen Bescheid und sind mit den Spielbedingungen einverstanden.“

Als Beweis erschienen auf den Bildschirmen die schönsten Bilder von glücklichen Eltern beim Feiern auf dem Flugzeugträger. Sie übersandten Grüße in eine Kamera.

„Macht eure Sache gut und uns keine Schande.“

„Knut, vergiss bitte vor der Arbeit das Essen nicht. Du weißt, Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.“

Plötzlich war Tschapka im Bild: „Poldi, denk an meine Worte!“

Das klang ernst, war aber nur für ihn verständlich.

Einige Zeit blieb daraufhin der Bildschirm schwarz.

So richtig glücklich war niemand mit seiner Lage. Eine Woche ohne Freunde eingeschlossen. Wo sollte da der Spaß herkommen. Doch was wollten sie machen, wenn selbst die Eltern hinter diesem Spiel standen.

„Wird schon alles werden. Hauptsache, wir gewinnen, und unsere Eltern können stolz auf uns sein“, dachten alle.

Außer Poldi.

Er hatte keine Eltern, die stolz auf ihn sein konnten. Über ihn wachte nur Tschapka mit merkwürdigen Ahnungen. Vorsicht war angesagt. „Anonym ist also Pflicht. Auch gut. Wir kennen uns trotzdem. Davon habt ihr Luxlinge keine Ahnung. Aber mich werdet ihr nie finden.“

Da wechselte der Bildschirm wieder sein Programm und ein freundlicher Junge ihres Alters sprach sie an. „Freut euch, es wird ein spannendes Spiel, eine ganz andere Welt. Wenn ich mich so richtig von der Schule und meinen Eltern erholen will, verschwinde ich manchmal tagelang in meinem zweiten Leben. Es ist irre. Niemand kennt mich dort. Herrlich. Ihr müsst es selbst erleben, vorstellen kann man sich das nicht. Übrigens bin ich Hektor, Sohn von Mammonis, dem Herrscher über alle Luxlinge. Ich habe das Spiel entwickelt.“

„Wissen wir“, antworteten einige Kapriolen gelangweilt. „Hat uns dein Metallknirps schon gesteckt.“

„Hat er sich schon vorgestellt? Er schafft es doch immer, mich auszutricksen. Nennt ihn nur nicht Metallknirps, sonst ist es mit der Freundschaft aus. Nun zu den Regeln: In dem Spiel, zu dem ihr antretet, wird die Bevölkerung einer ganzen Stadt von einem Herrscher terrorisiert, der allein die Macht über das Wasser hat. Diese Macht schützt er mit einer 25 Mann starken Mannschaft, genauso stark wie ihr. Ihr steht auf der Seite der Städter und wollt diese Gruppe bekämpfen. Außerdem müsst ihr sehen, wo ihr noch Wasser herbekommt, denn es wird immer knapper. Wer

trinken oder wässern will, muss bezahlen oder dienen. Ist das klar? Verzeihung, so ernst wollte ich gar nicht mit euch reden. Ihr seid ja noch nicht drin im Spiel.“

„Wenn du weiter so in Rätseln sprichst, getreuer Luxling, werde ich mir eine Flasche Wasser kommen lassen, und du kannst deinem Herrscher bestellen, er kann seine Reserven behalten. Wasserknappheit! Hat es ja noch nie gegeben.“ Singspiel war patzig. Eine Woche ohne Poldi. Was sollte sie nur anfangen? Das Spiel interessierte sie überhaupt nicht.

„Schön für euch, wenn ihr das nicht kennt. Wir haben da andere Erfahrungen. Eure Aufgabe wird es jetzt sein, diese Gruppe zu besiegen und der Stadt zu eigenen Wasserquellen zu verhelfen. Ich rate euch anzufangen, bevor der große Durst kommt. Ihr habt nur ein Leben. Doch nun geht erst mal rein. Legt den Schalter vor euch um und streift euch die bunten Armringe über. Sie liegen vor euch und halten Kontakt mit dem Bildschirm. Jetzt gebt über die Tastatur einen Namen ein, der von niemandem zu erkennen ist. Denkt daran, ihr bleibt nur so lange im Spiel, wie eure Figur nicht erkannt ist und lebt. Nach einer Woche brechen wir ab. Wer dann die Macht über das Wasser hat, wird zum Sieger erklärt. Es kann Tag und Nacht gespielt werden. Toi, toi, toi, es leben eure Ideen. Wasser ist Leben, vergesst das nicht.“ Hektor war mit sich und seiner Spielankündigung sehr zufrieden. Gleich, als seine Mutter ihn aufforderte, ein Spiel zu entwickeln, an dem sich die großschnäuzigen Kapriolen die Zähne ausbeißen würden, hatte er daran gedacht, dass er so nebenbei das Wasserproblem für Kaudillos lösen könnte. Also nahm er als Spielbasis den Aufbau der mittelalterlichen Stadt aus dem geschenkten Spiel und setzte sie, weil er keine anderen Karten finden konnte, auf die alten Stadtpläne von Mammonhetten mit all ihren unterirdischen Gängen und Kanälen.

Fünfundzwanzig Spielfreaks aus Mammonhetten bekam

er schnell zusammen und wies sie als Beschützer der Wasserquellen ins Spiel ein. Die saßen freilich bequem zu Hause vor ihren Bildschirmen, nahmen aber ihre Aufgabe sehr ernst. Schließlich wollten sie sich vor dem Herrschersohn nicht blamieren.

„Das wird ein harter Kampf“, dachte sich Hektor. „Aber in meinem Spiel wird mir ja auch nichts geschenkt.“

Da er annahm, dass der Ehrgeiz seines Vaters darin bestand, den Kapriolen nachzuweisen, dass sie den Luxlingen unterlegen waren, kam er in Gewissenskonflikte. „Besser für mich ist es natürlich, wenn die Kapriolen gewinnen. Mammonis kann ruhig mal verlieren. Schließlich hat er mir immer gepredigt, dass man aus Niederlagen nur lernen kann.“

Die Gedanken des Geheimen Rates über die Gefangennahme der Kinder waren ihm selbstverständlich nicht bekannt.

„Schlaumeier!“, dachte Poldi. „Wasser ist Leben. Stimmt auf jeden Fall, alter Schwimmmeister. Mal sehen, wer am Ende baden geht.“

Von solchen Spielen, die man unerkannt mitgestalten kann, hatte er schon gehört. In Kapriolen konnte man sie aber nicht spielen, bis zu ihnen war diese Technik noch nicht gelangt.

Viel Zeit für langes Grübeln blieb ihm aber nicht, denn plötzlich erschien auf dem Bildschirm eine belebte Stadt. Im ersten Moment nichts Besonderes, nichts Aufregendes. Doch dann gab ein Mann einem Jungen, höchstwahrscheinlich seinem Sohn, eine schallende Ohrfeige.

„Das ist nicht die feine englische Art. Kinder schlagen. Wollen doch gleich mal sehen, ob wir das nicht ändern können.“

Poldi überlegte, mit welchem Namen er in das Spiel ein-

tauchen sollte. „Warte mal: *Nussbaum* oder lieber *Kopfnuss*? Nein, wir nehmen *Findling*, Herr Findling.“ Dabei dachte er an seinen großen Lieblingsstein.

Poldi gab den Namen ein, und schon befand er sich auf der Straße in der Nähe des Geschäfts, wo der Sohn gerade Prügel bezog.

„Lassen Sie das gefälligst, sonst werde ich Sie wegen Kindesmisshandlung anzeigen.“

„Was wollen Sie?“, fragte der Vater.

„Mich hindern, meinen Sohn zu schlagen? Er hat unser letztes Wasser verschüttet. Meine Frau liegt mit Fieber darnieder, sie brauchte es so dringend. Wer sind Sie überhaupt?“

„Findling. Mein Name ist Findling. Ich bin ein gelehrter Reisender und neu in Ihrer Stadt. Sie haben keinen Grund, den Jungen zu schlagen. Mit Absicht wird er es kaum getan haben. Schicken Sie ihn doch los, neues zu besorgen.“

„Wo leben Sie denn. Neues besorgen. Wasser ist rationiert. Morgen können wir eventuell welches erhalten.“

„Ich besorge Ihnen was. Komm mit, Junge!“ Poldi nahm den Schluchzenden an die Hand und lief erst mal los, die Straße hinauf. Nach einigen Hauseingängen und Gassen traf er auf eine Gastwirtschaft. Auf den Stufen davor saß ein schwitzender Soldat, einen vollen Krug Wasser am Hals.

Den sprach Poldi, also Herr Findling, freundlich an: „Macht es Euch etwas aus, uns etwas von Eurem köstlichen Wasser abzugeben? Eine Fiebernde benötigt dringend Abkühlung.“

Der dachte wohl, er höre nicht richtig, und musste sich vor Lachen tüchtig verschlucken. Um sich wieder zu erholen, stellte er den Krug neben sich ab.

„Los, schnapp ihn dir und weg!“, spitzte Poldi den Jungen an. Dem versiegten vor Schreck die Tränen, und hast du nicht gesehen, war er mit dem Krug verschwunden.

„Hast du meinen Krug gesehen, Bürger? Er stand eben noch hier. Du wolltest doch selbst Wasser daraus haben. Ich habe ihn nicht, du hast ihn nicht. Er ist doch nicht gestohlen! Noch nie wurde einem Soldaten ein Krug Wasser gestohlen. Das nächste Mal passt du besser auf, wenn ich lachen muss. He Wirt, reiche uns zwei Krüge Wasser. Wenn der selber einen hat, wird er wohl besser aufpassen.“

Das war Poldis erste Bekanntschaft. Auch wenn das noch einmal gut ausgegangen war, war er doch gewarnt. „Das kann heiter werden. Ich brauche Verbündete. Ist ja eine miese Situation für die Bewohner. Haben richtig schlechte Laune. Ob die sich helfen lassen wollen?“

Er machte sich auf die Suche nach dem kleinen Jungen. „Hat doch schnell und clever reagiert. Ist bestimmt kein Dummer.“

Der Vater wirkte zwar noch leicht verängstigt, weil er annahm, sein Junge hätte den Krug gestohlen, aber Poldi beruhigte ihn. „Geht alles mit rechten Dingen zu. Jedenfalls nach meinem Rechtsempfinden.“

Den Jungen fragte er, ob ihm in letzter Zeit etwas Ungewöhnliches aufgefallen sei. Wenn seine Freunde im Spiel waren, musste es doch jemand bemerken.

„Das kann man wohl sagen“, sprudelte daraufhin der Junge los. „Gestern ist mir eine Hexe begegnet. Draußen auf der Wiese. So ein richtiges Kräuterweib. Sie sammelte aus Glockenblumen und Schattenblatt den Tau auf, um ihn zu trinken. Dabei sang sie in einer Tour.“

„Zeig sie mir!“, forderte Poldi den Knaben auf. Das musste Singspiel sein. So ein Quatsch konnte nur von ihr kommen.

Tatsächlich hatte sich Singspiel aus lauter Langeweile in das zweite Leben als Kräuterhexe *Sauerampf* eingeloggt. Was sollte sie machen, so allein in ihrer Kajüte. Hexe wollte sie schon immer mal sein. Ein bisschen zaubern ...